

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rüststraße 16
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für den Stellenmarkt die 10 gesaltene Millimeter-
zeile 90 Pf. / Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Hirnerkrüppelung

Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts leidet die Wirtschaft der kapitalistischen Staaten an den regelmäßig wiederkehrenden Krisen. Da hierdurch nicht nur die Arbeiter, sondern auch die kleinen und mittleren Kapitalisten in ihrem Dasein bedroht sind, ja im Grunde jeder Kapitalist, der noch einen größeren neben sich hat, auch wenn er selbst schon riesengroß ist, so haben sich im Lauf der Jahrzehnte zahlreiche Gelehrte im Schmeiße ihres Angehts abgemüht, Wesen, Ursachen und Verlauf der Krisen zu ergründen. Dabei hat man denn herausgefunden, daß die Krisen — in der Regel wenigstens — in den Produktionsmittelindustrien beginnen und erst von dort aus sich auf diejenigen Gewerbebezirke auszubreiten pflegen, die Verbrauchsgüter herstellen. Die weitere Untersuchung zeigte dann, daß der Grund der Krise in den Produktionsmittelindustrien ein Unlust des Kapitals war, sich weiter in Unternehmungen zu betätigen, weil ihm der Profit nicht hoch genug war. Mit diesen Erkenntnissen mußte, gewiß nicht alle bürgerlichen Gelehrten, jedoch die bürgerliche Wissenschaft und weiß sie bis auf den heutigen Tag nichts weiter anzufangen, als den Segen hoher Profite zu preisen und die Mahnung daran zu knüpfen, die Kapitalisten beim Profitmachen nicht zu stören, das heißt mit anderen Worten, mit möglichst niedrigen Löhnen zu zrieden zu sein. Inzwischen hat zwar Karl Marx — es ist schon 70 Jahre her — nachgewiesen, daß hier mit Lob und Eedel und Mahnung nichts auszurichten ist, weil es sich um Vorgänge handelt, die mit schier naturgeschlicher Notwendigkeit aufeinander folgen und jedenfalls vom Willen des einzelnen Menschen völlig unabhängig sind. Sobald durch jährige Löhne — ihrerseits erzwungen durch große Arbeitslosigkeit — die Profite hochstehen und die Masse des anlage-suchenden Kapitals sich stark vermehrt, wird die Produktion vergrößert; eben dadurch aber werden in großem Umfang Arbeitskräfte gebraucht, das Heer der Arbeitslosen verringert sich und der Druck auf den Lohn schwindet. Dann steigen die Löhne und es kommt dabei wenig auf den Willen der Arbeiter an. Den Willen zu haben Löhnen haben sie ja immer, sie können. In den Zeiten großer Arbeitslosigkeit nicht durchgehen. Der steigende Lohn vermindert dann den Profit und das, was der Kapitalist „Sparkapital“ zu nennen beliebt (vermutlich weil er es den Arbeitern am Munde abspart), wächst nicht mehr oder mindestens nicht mehr so schnell. Die Folge ist vermindertes Angebot von anlage-suchendem Kapital, zumal der Reize überhöhen Profits weggefallen ist. Damit beginnt die Ausweitung der Produktion zu stocken, der Geschäftsgang in den Produktionsmittelindustrien flaut ab, es tritt die Niedergangszeit ein, die meist zur Krise führt.

Allerdings, um genau zu sein, müssen wir hinzufügen: so war es vor dem Kriege; heute sind da wichtige Wandlungen eingetreten. Vermittels der Rationalisierung hat es das Kapital dahin gebracht, daß das Heer der Arbeitslosen stets gewaltig groß ist, auch in Zeiten des guten Wirtschaftsganges, und daß infolgedessen auch die Löhne stets niedrig sind und nicht mehr ganz dieselbe Rolle im Wechsel der Konjunktur spielen wie früher. Aber man kann nicht erwarten, daß der bürgerliche Denker, der ja zu voller Klarheit über diese Zusammenhänge niemals hat vordringen wollen, diese Anden- rungen schon in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen vermag. Man stehen wir heute wieder einmal am Ende eines wirtschaftlichen Aufschwungs. Zwar noch langsam, aber doch ganz deutlich beginnt der Geschäftsgang zu stocken und die Klagen der Handelskammern häufen sich. Von gewerkschaftlicher Seite ist darauf erwidert worden: das braucht nicht zu sein, Bedarf ist genug vorhanden, Wohnungen werden noch massenhaft errichtet, und auch an Kleidung, Heizung, Erholung, Gesundheitspflege usw. sind die Volksmassen bei weitem nicht so bedrängt, wie es nötig wäre. Was aber hat man getan? Man hat den Gemeinden durch Erschwerung des ausländischen Handels sogar noch die Möglichkeit nützlicher Betätigung ein- geschnitten oder ganz unterbunden. Darum fort mit solchen Fehlern.

Hierauf hat der Berliner Börsen-Courier am 11. Juli eine Antwort erteilt, die das kapitalistische Denken und die Hirnerkrüppelung, die es auf die Dauer notwendig erzeugt, geradezu blendend offenbart. Er sagt dem Sinn nach: Alle solche Beschlüsse laufen darauf hinaus, der Wirtschaftslage von der Seite des Konsums her aufzuhelfen. Wir wissen doch aber aus alter Erfahrung, daß der Verlauf der Konjunktur von den Produktionsmittelindustrien bestimmt wird. Folglich ist der Versuch der Konsumsteigerung ein künstliches Reizmittel, das in vorläufigen Dosen vielleicht etwas helfen kann, etwa wie der Arzt dem kranken Einzelkörper durch Einprägung von Giften hilft, das aber in zu großer Dosis die Wirtschaft vergiften muß!

Ist das nun nicht um auf die Bäume zu Klettern? Ein Mensch, der gar nichts gelernt hat, der nur seinen gesunden Verstand besitzt und ihn sich weder durch das Studium kapitalistischer Gelehrsamkeit noch durch Betätigung in der kapitalistischen Praxis hat verderben lassen, der weiß ganz genau, daß der Zweck aller Arbeit und aller Produktion der Konsum, die Bedarfsbefriedigung ist. „Natürlich“ würden die Dinge demnach zugehen, wenn die Produktion auf möglichst einfachem und direktem Wege dem Konsum angepaßt würde. Der Betrüger des Kapitalismus aber hat sein Hirn glücklich so weit verkrüppelt, daß er diesen einfachen und klaren Sachverhalt umstößt und auf den Kopf stellt. Wohnungsbau, um die Wirtschaft zu beleben, erscheint ihm als eine Kunstlei, als ein Gift für die Wirtschaft! Dabei hat dieser selbe Börsen-Courier zwei Tage später darüber geklagt, daß in Berlin 184 000 Leute Woh-

mungen suchen, aber nur 4000 Wohnungen zur Verfügung stehen. Warum soll die rasche (also nicht „defizite“) Vermehrung des Wohnungsbaus trotzdem ein „Gift“ für die Wirtschaft sein? Sehr einfach:

„Wäre der Wohnungsbau seit Jahren forciert worden, so wäre der Bedarf jetzt im wesentlichen gesättigt und die Konjunktur würde erheblich schneller abflauen.“

Ihr meint, das kann nur ein aus dem Krankenhaus Entsprungener geschrieben haben? Nur ein Tollhändler könne es für ein Unglück ansehen, wenn der Bedarf an Wohnungen jetzt gesättigt wäre? Nun ja, im Grunde kommt mirs ja auch so vor. Aber es ist jene Art von Tollheit, die auf die Dauer un-ausweichlich entsteht, wenn man in kapitalistische Gedankbahnen gebannt bleibt. Mit anderen Worten, wenn man ständig „die Wirtschaft“ mit dem Kapitalprofit vertauscht. Der Kapitalismus hat den Bedarf von jeher schlecht befriedigt. Jetzt ist er so weit, daß Bedarfsbefriedigung schlechthin mit dem Profit unverträglich ist. Insofern hat also der BSC ganz recht: wollte man die Wirtschaft auf Bedarfsbefriedigung einstellen, so würde das auf den Profit allerdings wie Gift wirken. Jene 184 000 Berliner hätten dann Wohnung, aber weder aus dem Bau der Wohnungen, noch aus der Grundstückspekulation, noch

aus der Not der Wohnungslosen ließe sich Profit herauszschinden. Und wer wollte nicht einsehen, daß das ein ganz unhaltbarer Zustand, eine „vergiftete“ Wirtschaft wäre!

Nein, wer kapitalistisch denkt, sieht einen ganz andern Weg der Heilung. Den, den er „natürlich“ nennt. Wir wissen aus der Erfahrung, daß die Konjunkturflaute immer beginnt, wenn die Löhne zu hoch gestiegen sind. Da sieht man doch, was zu tun ist. Das ist kein Scherz, der BSC — der keineswegs zu den Scharfmachern, sondern zu den gemäßigten Liberalen gehört — macht die winzigen Lohnerhöhungen der letzten Zeit für den Konjunkturrückgang verantwortlich. Er spricht von „überhaften Lohnsteigerungen“ und empfiehlt, für die Zukunft „Lohnbewegungen hintanzuhalten“, wie man sie schon seit einiger Zeit hätte unterbinden müssen.

Den Nachweis, daß die Lohnerhöhungen während der zwei Jahre der prächtigen Wirtschaftsblüte in Deutschland jämmerlich gering waren und daß gerade deswegen die Profite gewaltig gewachsen sind, haben wir wiederholt erbracht. Es genügt, festzustellen, daß über alle politischen Zänkerien hinweg in dieser, der einzig wichtiger Frage, Niederhaltung der Arbeitslöhne, „linke“ wie „rechte“ Bourgeois einig sind. S. 57 u. 2.

Schlichtung und Zwangsschiedspruch

Die zurzeit wichtigste Frage der Gewerkschaftspolitik

Von Fritz Kummer

Unserm Verbandstag in Karlsruhe sind nicht weniger als zwei Duzend Anträge gestellt, die sich mit dem Schlichtungs- wefen befassen. Ein Teil der Anträge will das Schlichtungs- wefen überhaupt beseitigt wissen, während die andern, und zwar die meisten sich nur gegen seine Auswüchse, gegen den Zwangsschiedspruch oder die Verbindlichkeitsklärung wenden. Es ist dringend zu wünschen, daß die Sache, von der die Anträge handeln, recht gründlich und sachlich erörtert wird. Gleich wenn man begonnen hat, sie durchzudenken, wird es schon offensichtlich, daß damit viel mehr als die Schlichtung von industriellen Streitigkeiten verknüpft ist. Es handelt sich, wie weiter unten noch gezeigt werden wird, um eine sehr weitreichende, um die zurzeit wichtigste Frage der Gewerkschafts- politik. Grund genug, ihr allen Ernst zuzuwenden, zumal jetzt vor dem Gewerkschaftskongreß, auf dem das Schlichtungs- wefen wohl auch eine bedeutsame Rolle spielen dürfte und wo ja allein eine endgültige Entscheidung getroffen werden kann.

In den Anträgen drückt sich die tiefe Mißstimmung der Ge- werkschafter gegen das Schlichtungswefen oder seine Auswüchse aus. Gewiß ist auch unser Unternehmertum dem Schlichtungs- wefen nicht grün. Wenn man die Industriellen und ihre Presse vernimmt, könnte man meinen, sie wünschten tatsächlich die ganze Schlichterei dorthin, wo der Pfeffer wächst. Sie sehen in ihr ein teuflisches Mittel zur Beeinträchtigung ihrer (Aus- bebungs-) Freiheit und sie haben noch immer jeden Pfennig Lohnerhöhung, den ein Schiedspruch brachte, mit höllischem Gezeter bedacht. Ob das nur ein Weiterüben ihrer alten Ge- wohnheit ist oder etwas anderes, mag dahingestellt bleiben.

Hier hätte, so möchte man vermuten, die staatliche Schlich- terei ergiebig wirken können und müssen, zumal sie unbeeugt vom privatkapitalistischen Gewinnstreben sein und ja doch das Ge- samtinteresse der Wirtschaft als Beweggrund ihres Handelns gelten lassen soll. Statt dessen hat sie sich nicht selten von dem Gezeter der Gewohnheitsgetreuer und ihren Drohungen beeinflussen lassen und viele, allzu viele Sprüche gefällt, die von wenig Wahrnehmung des wirtschaftlichen Gesamtinteresses zeugen und die besonders einen verblüffenden Mangel an Ver- ständnis offenbaren für die Lebensnotwendigkeiten der Arbeiter- schaft, also der millionenköpfigen werteschaffenden und zugleich verbrauchenden Masse. Anstatt den wirtschaftlich Schwachen zu dienen, haben die Schlichter — vielleicht unbewußt, aber doch tatsächlich — den wirtschaftlich Starken gedient. Haben sie da- durch zur Stärkung des wirtschaftlichen Kurpfuschertums bei- getragen, das in jedem lohnfordernden Arbeiter nicht einen Träger und Förderer, sondern einen Belaster und Gefährder der Wirtschaft sieht. Haben sie in ihren Sprüchen zu wenig Tatbeweise dafür gegeben, daß das staatliche Schlichtungswefen von dem Drange erfüllt ist, wirtschaftsfördernd und sozial- politisch fortschrittlich zu wirken.

Die Gefahren der Zwangsschiedsprüche

Durch das das ist indessen nur ein Teil der Mißstimmung über das Schlichtungswefen zu erklären. Der andere, der größere Teil ist auf die Zwangsschiedsprüche zurückzuführen. Wenn deren vollständige Beseitigung jetzt besonders von Metall- arbeitern gefordert ist, so kann das in Anbetracht ihrer Er- fahrung mit dieser Sorte von Sprüchen nicht wundernehmen. Es wird zuweilen darauf hingewiesen, daß die Zwangsschieds- sprüche nicht so schwer genommen zu werden brauchen, da sie ja nur einen winzigen Bruchteil der Gesamtzahl der Schieds- sprüche darstellen. Das ist richtig, sofern man nur die Zahl der Fälle nimmt. Die Bedeutung der Zwangsschiedsprüche aber schnell mächtig emporkommen, wenn man die von ihnen betroffenen Arbeitermassen in Rechnung stellt. Es gibt ja kaum noch einen großen Lohnstreik, der durch Verhandlung geregelt wird. Jeden- falls sind alle Streite mit Hunderttausenden von Beteiligten durch Verbindlichmachen der Schiedsprüche, durch Diktat be- endet worden — abgewürgt! sagt man.

Den Gewerkschaften ist bei Strafe des Schadenersatzes ver- boten, ihre nach einer Verbindlichkeitsklärung weiter-

kämpfenden Mitglieder zu unterstützen. Durch ein paar wenn auch nicht besonders gewichtige Schadenersatzklagen haben die Gewerkschaften schon einen Vorgeschem davon bekommen, was ihnen blüht, wenn sie ihre Mitglieder gegen einen Zwangs- schiedspruch lösen lassen. Dies aber bedeutet nichts geringeres, als daß die Arbeiter um ihr verbrieftes Recht des Streikens gebracht werden. Daß die Unternehmer diese Tatsache zu würdigen wissen, wird man ohne Beweis glauben. Das Bewußtsein, daß die Arbeiter ja selbst bei wirtschaftlichem Hochgang ihre schärfste Waffe nicht anwenden dürfen, verstärkt die Parthöngigkeit der Industriellenchaft.

Bis jetzt haben die Arbeiter, wenn oft auch mit Wider- streben und Murren, die Verbindlichkeitsklärungen beachtet; sie sind wieder in die Betriebe gegangen oder darin verblieben. Ob das immer so bleiben wird, kann süßlich bezweifelt werden, zumal wenn sich, was als sicher gelten kann, die wirtschaftlichen Streite noch mehr verschärfen und die Erzeugnisse der Schlichter den Stich der Fügigkeit beibehalten sollten. Es dünkt mich mög- lich, rein wahrscheinlich, daß über kurz oder lang diese oder jene Gewerkschaftsleitung erlebt, daß es all ihrer Überredungskunst nicht mehr gelingt, die von einem Zwangsschiedspruch betroffenen Mitglieder zu bewegen, ihn einzufallen. Die Gewerkschafts- leitung wird dann zwischen den beiden Hörnern des Dilemmas stehen: entweder schadenersatzpflichtig gemacht werden und den Inhalt der Verhandlungskasse in die Taschen der Unternehmer leeren — oder die kämpfenden Rol- legen nicht unterstützen, sie hungern lassen! Eine Gewerkschaftsleitung wird weder das eine, noch das andere wollen dürfen, schon gar nicht das andere. Sie wird die Rufe ihrer Mitglieder nach Geldhilfe nicht überhören können, wenn sie sich weigern, auf das Diktat eines x-beliebigen Arbeits- ministers hin ein unerträgliches Joch weiter zu schleppen, zumal wenn sie für die Weigerung das moralische wie wirtschaft- liche Recht auf ihrer Seite haben.

Mit dem genannten Dilemma werden über kurz oder lang alle Gewerkschaften rechnen müssen, vornehmlich aber die der Schlüsselindustrien, zum ersten der Metallarbeiter-Verband, schon weil dieser es mit dem harthörigsten und wildesten Unternehmertum zu tun hat. Die Zwangslage kann eine Gewerkschaft in einen gefährlichen Engpaß bringen, dem wieder zu enttrinnen ihr nur bei Verlust von Mitgliedern, Einfluß und Ansehen möglich sein wird. Diese Wahrscheinlichkeit kann nicht ernstlich genug ins Auge gefaßt werden. Dies tun, heißt nichts anderes, als ihr ernstlich und beizeiten vorbeugen.

Wer geneigt sein sollte, die Möglichkeit einer solchen Zwangs- lage leicht zu nehmen, mag einmal betrachten, was sich jetzt in Norwegen abspielt. Dort streiken die Arbeiter vom Bau- und vom graphischen Gewerbe trotz eines Zwangsschieds- spruches, der ihnen eine Lohnkürzung von 12 % auferlegen will. Da dies die Arbeiter wirtschaftlich nicht für geboten und für ganz unerträglich halten, streiken sie weiter. Die Gewer- schaftslösungen warteten, weil sie ihre Klassen nicht aufs Spiel setzen wollen. Um die Ausständigen über Wasser zu halten, wurde von den organisierten Arbeitern eine freiwillige und geheime Unterstützung eingeleitet. Daraufhin setzten sich Polizei und Justiz in Bewegung. Arbeiter, die den freiwilligen Beitrag geleistet haben oder im Verdacht standen, wurden hartnäckig verhaftet. Sie werden wochenlang ins Gefängnis gesteckt oder zu Geldstrafen von 5- bis 25 000 Kronen verurteilt. Und dieses Trauerspiel „im Interesse des wirtschaftlichen Friedens“ ist noch keineswegs zu Ende.

Die Rechtsgleichheit in der Praxis

Man kann man einwenden, daß das Gesetz ja für alle gleich sei, daß ja auch die Unternehmer die Schwere des Gesetzes zu fühlen bekommen, wenn sie einen Zwangsschiedspruch nicht be- achten. Ja, vor dem Gesetz sind alle Bürger, sind Arbeiter und Unternehmer gleich. Es droht dem Millionär die gleiche Strafe an wie dem Obdachlosen, wenn er in einem fremden Garten übernachtet; es bestrafte die Direktorsgattin ebenso wie die

Die Preise müssen herunter

Warum sie nicht herunter gehen

Fabrikarbeiterin, wenn sie ihren Körper gewerblich preisgibt; es bestraft den Schwerindustriellen ebenso schwer wie den Arbeitslosen, wenn er ein Brot stiehlt. Und es wird — vielleicht! — eine Unternehmerorganisation im Falle der Nichtbeachtung eines Zwangsschiedspruches ebenfalls ersperrlich für die geschädigten Arbeiter machen. Wenn das helle Wunder wirklich geschähe, also sich ein Gericht fände, das eine Unternehmerorganisation verurteilt, würde es schwerlich vollstreckbar sein, weil der Gerichtsvollzieher weder eine pfändbare Sache noch eine zahlungspflichtige Stelle aufzutreiben vermöchte. Allein, ganz abgesehen davon, die Unternehmer brauchen es gar nicht auf einen Prozeß wegen Nichtbeachtung eines Zwangsschiedspruches ankommen zu lassen. Sie können sich ihm dadurch leicht entziehen, daß sie die Arbeiter noch ein wenig weiter-schaffen oder wieder anfangen lassen, dann sie unter irgend-einem Vorwand auf die Straße setzen trotz Verbindlichkeits-erklärung. An all den Beispielen ersieht man, daß das Recht, selbst wenn es formal ganz gleich ist, einer Benachteiligung der wirtschaftlich Schwachen, der Arbeiter gleichkommt. Es ist daher ein Unding, es ist eine sittliche Unerträglichkeit, dem Unternehmertum ebensobiel Recht zuzuerkennen, wie der Arbeiter. Was es mit dieser Rechtsungleichheit auf sich hat, werden die Gewerkschaften dieser ganz inne werden, wenn es in Sachen eines Zwangsschiedspruches einmal ganz hart auf hart gehen sollte, was jeden Tag eintreten kann.

Es soll indessen nicht unausgesprochen bleiben, daß Verbindlichkeitsserklärungen auch ihr Gutes haben können. Mit ihnen kann in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges der Eifer eines lohnneuernden Unternehmertums, und damit die Verschlimmerung der Krise gehemmt werden. Auch können sie den Lohn einer gewerkschaftlich schwachen oder außergewöhnlich schlecht bezahlten Arbeitergruppe dem allgemeinen Lohndurchschnitt angleichen. Und in der Tat haben sie in beiden Hinsichten nach der Ruhrbesetzung und der Inflation gewirkt, wo die Unternehmer sich erst wieder etwas sammeln mußten und die Gewerkschaften leer waren. Allein, die Möglichkeiten der guten Wirkung von Verbindlichkeitsserklärungen sind Ausnahmen und werden es immer bleiben.

Man kann freilich der Meinung sein, daß diese Ausnahmefälle gewichtig genug seien, um ihrhalb das ganze Zwangsschiedsrecht beizubehalten und eben seine Nachteile mit in Kauf zu nehmen. Ja, bin dieser Meinung nicht. Immerhin, die Berechtigung auch dieser Meinung darf nicht ungeprüft bleiben. Wobei zu erwägen ist, ob man nicht von vornherein die Verbindlichkeitsserklärungen auf Ausnahmefälle gesehlich beschränken sollte. Wenn jedoch die Befreiung auf einige wenige und ganz bestimmte Fälle nicht gelangt, dann ist es nach meinem Ermessen vom gewerkschaftlichen Standpunkte nützlich, mit dem Zwangsschiedsrecht ganz aufzuräumen. Zu dieser Ansicht trägt nicht unwesentlich der Wunsch bei, die Gewerkschaften lebendig zu erhalten und sie noch stärker zu machen. Denn wie vorteilhaft auch Schiedsprüche immer ausfallen mögen, vorteilhafter noch werden sich lebendige und starke Gewerkschaften erweisen.

Die Erfahrung in Australien

Ein gründliches Gegeneinanderabwägen der Nachteile und Vorteile der Zwangsschiedsrichte wird ergeben, daß die Nachteile größer sind als die Vorteile, besonders wenn man die Abwägung auf einen langen Zeitraum stellt. Dagegen wird sich auf Grund unserer deutschen Erfahrung heute vielleicht noch manches sagen lassen. Was verständlich wäre, denn unsere Erfahrung ist noch ziemlich jung. Anderwärts indessen, wo die Schlichterei mit Zwangsschlichtung viel länger erprobt werden konnte, sind hartnäckige Kämpfe gegen die Zwangsschlichtung im Gange. Zum Beispiel in Australien, wo man eine viertelhundertjährige Erfahrung mit dem Schlichtungsweien gemacht hat. Seit Monaten stehen dort Gewerkschaften und Bundesregierung Spitze gegen Spitze, weil eine Verschärfung der gesetzlichen Strafen gegen die Arbeiter geplant ist, die sich einem Zwangsschiedsrichte nicht fügen. Mit einer solchen Verschärfung muß allerdings gerechnet werden. Dieser Kampf hat die australischen Gewerkschaften dazu geführt, einmal eingehend nachzuprüfen, wie sich beim im Laufe der Jahrzehnte das Verhältnis zwischen Vorteilen und Nachteilen des Schlichtungsweies gestaltet hat. Die Ergebnisse dieser Untersuchung kann man seit vielen Wochen in australischen Arbeiterblättern nachlesen. Es wird da unter anderem gesagt:

Vor allem habe das Schlichtungsweien zu einer bedeutlichen Schwächung des Kampfeswillens wie zu einer Lähmung des gewerkschaftlichen Lebens geführt. Wohl zahlten die Mitglieder nach wie vor die Beiträge, jedoch kümmerten sie sich kaum noch um die Gewerkschaft. Warum sollten sie mitarbeiten, Opfer bringen, da ihnen ja ihre Erfolge ohnedem sicher seien. Die Möglichkeit und Lust zu belebenden Kämpfen sei allgemach geschwunden, die Gewerkschaften immer mehr zu Unterhandlern, zu Winkeladvokaten geworden, die Zeit und Kraft mit der Befriedung geschlicher und vertraglicher Schliche und Risse vergebenden. Anstelle des Ringens um die hohe Sache der Arbeiterarbeit ein Feilschen um die Fleunige getretter. Je mehr die Einschläferung der Kampfeslust fortgeschritten, desto rückwärts sei das Unternehmertum und schließlich die Schlichter geworden. Und jetzt nun glaube das Unternehmertum, die Gewerkschaften seien nicht und heimtückisch genug, von der Gesetzgebung schwere Strafen für Gewerkschaften und Arbeiter heischen zu können, die sich gegen die immer unwirksamer gewordenen Schiedsprüche aufbäumten. Der Stand der Dinge sei nun soweit gekommen, daß sich das Unternehmertum erdreiste konnte, das Streikrecht vollends zu befeitigen...

Allerdings werden wohl in Australien die Folgen des Schlichtungsweies nicht ganz so betrübend sein, als hier die Folgen der Einführung der Klagen in wenige Fälle ist. Immerhin sind die Folgen für die Gewerkschaften betrübend genug. Den deutschen Gewerkschaften sei es überlassen, herauszufinden, ob sich nicht auch bei ihnen nach der kurzen Erfahrung mit dem Schlichtungsweien dergleichen üble Folgen zeigen ergeben haben oder sich ergeben könnten.

Die immer das Ergebnis einer solchen Prüfung anfallen möge, es sollte meines Erachtens nicht dazu führen, die Befeitigung des Schlichtungsweies zu fordern. Denn wie gering man es auch bewerten mag, einen erheblichen Fortschritt gegen den Zustand von vor dem Kriege stellt es sicher dar. Dies wird kaum einer von denen bestreiten, die eine Lohnabwägung mit ihrem Drama und Drama an Ungewißheit, Zerstörung und schmerzhaften Erfahrungen auf das Arbeitsverhältnis erlich, erlich haben. Nicht die Abschaffung des Schlichtungsweies ist zu erachten, wohl aber die seiner Keugel und Abel, als deren Ziel auch der zur Regel werdende Zwangsschiedsrichte (Schluß folgt).

Die Geschäftsberichte der deutschen Unternehmungen sind wie auf einen Befehl hin ein einziges Klagegedicht über zu hohe Steuern, soziale Lasten und zu hohe Löhne. In diesem Klagekonzert von Klagen sucht man vergeblich nach einem Wort über die zu hohen Preise. Über diese wichtige Sache schweigen die Herren, denn die Preise bestimmen sie ja selbst.

Der Geschäftsbericht des Reichsverbandes des deutschen Nahrungsmittelgroßhandels gewährt einen Einblick in die verschlungenen Wege, wie die Preise gemacht, oder besser, wie sie gehalten werden. Ganz erschreckend erzählt der Bericht über die Kämpfe um den Preisdruck für Markenartikel und was für Auseinandersetzungen es bedurft hat, um den Einheitsverpflichtungs-schein (nämlich für die Erhaltung hoher Preise) durchzuführen. Die Preise, die durch die Einheitsverpflichtungsscheine festgesetzt worden sind, müssen aber so hoch sein, um dem Großhandel (Zwischenhandel) einen „angemessenen“ Nutzen zu gewährleisten. Den Fabrikanten sind nun die vereinbarten Preise entweder selbst oft zu hoch oder sie wollen auch noch den dem Großhandel gewährten Nutzen selbst in die Tasche stecken, denn, wie es in dem Bericht heißt, bieten manche dem Markenartikelgroßhandel angehörigen Fabrikanten ihre Erzeugnisse zu Preisen an, „welche unter den dem Großhandel im Verkehr mit dem Einzelhandel vorgeschriebenen Preisen und Bedingungen liegen“. Die Preise könnten also, das geht daraus klar hervor, wesentlich herabgesetzt werden, wenn die Preisbindungen nicht wären. Es ist überaus aufschlußreich, wie der Großhandelsverband unabhängig bestrebt gewesen ist und mindestens drei Viertel seiner Jahresarbeit darauf verwendet hat, die Verpflichtungsscheine durchzusetzen, wie schwierig sich die Verhandlungen besonders mit einigen großen Firmen gestaltet und wie immer wieder diese Firmen trotz der Verpflichtungen aus der Reihe getanz haben. In diesem Bericht muß vieles zwischen den Zeilen gelesen werden. Es handelt sich bei den Arbeiten immer um „grundlegende Umgestaltungen der gesamten Preispolitik“, das heißt um die Erhaltung eines möglichst hohen Preisstandes. Der Großhandelsverband setzt alles daran, um für sich das alleinige Belieferungsrecht zu erhalten. Er will nicht nur Rücksichtvollste von der unmittelbaren Belieferung ausgeschlossen wissen, sondern auch solche Firmen, die, obwohl im Handelsregister eingetragen, „ihrer ganzen Struktur und ihrem Geschäftsgebaren nach doch nicht als wirkliche Großhändler angesprochen werden können“. Das sind hauptsächlich solche Firmen, die zu vernünftigen Preisen die Waren abgeben wollen.

Zu die gleiche Kerbe haut auch der Schokoladengroßhandel. Die Deutsche Schokoladen-Zeitung setzt sich mit aller Kraft für eine „besonders scharfe Auslese der Großhandelsfunktionäre ein... Nicht genügend qualifizierte Großhändler sollen von der Belieferung überhaupt ausgeschlossen werden.“ Daß die Einkaufs- und Konsumgenossenschaften dem Großhandel ein Dorn im Auge sind, versteht sich am Bande. Entscheidend ist bei all diesen Bestrebungen, daß die preislos zu hohen Preise künstlich gehalten werden und alle diejenigen, die aus der Reihe tanzen, zu Boden geschlagen werden sollen. Diese Großhandelsverbände sind aber dem Reichsverband der deutschen Industrie

angeschlossen, also jener Spitzenorganisation, die sich sonst nicht genug tun kann für die hemmungslose Freiheit der Wirtschaft auf allen Gebieten und die gegen die „soziale Zwangswirtschaft“ mit allen möglichen Mitteln zu Felde zieht. Wir sehen, daß diese Kreise sich nicht scheuen, den schärfsten Terror und die freieste Willkür dann auszuüben, wenn es ihnen Nutzen bringt.

Die Preise werden aber weiter künstlich hochgehalten, wenn bereits andere wirtschaftliche Voraussetzungen für die Senkung eingetreten sind. Das geht aus dem folgenden Beispiel ganz deutlich hervor. In der Gummi-Zeitung (Nr. 40) beschäftigt sich ein Aufsatz mit der Frage der Preisherabsetzung für Gummiwaren infolge einer im April ds. Js. auf dem Rohgummimarkt eingetretenen Preisabschwächung. Es wird da ausgeführt, daß die Fabrikanten zunächst richtig gehandelt hätten, die Preise nicht gleich herabzusetzen, damit der Handel seine Lagerbestände zum Teil noch zu den alten Preisen abgeben konnte. Die Fabrikanten denken aber 2 1/2 Monate nach dem Preissturz nicht im entferntesten an eine Preisermäßigung, obwohl die Gummiindustrie inzwischen reichlich Gelegenheit gefunden hat, „neue Käufe in Rohgummi zu niedrigeren Preisen zu tätigen, so daß die Fabrikanten bereits seit längerer Zeit mit billigerem Rohgummipreis kalkulieren können.“ Es heißt in dem Aufsatz weiter: Die Fabrikanten produzieren also zurzeit bereits billiger, verkaufen aber die Waren immer noch zu den alten Preisen. Der Handel klagt darüber, allerdings nicht etwa um der Verbraucher willen, sondern um seiner selbst, weil er nicht edelmütig genug ist, den Fabrikanten die hohen Preise allein zu gönnen. Deutlich ist an diesen Beispielen zu sehen, wo der Hebel angelegt werden muß, um die Preise herabzusetzen.

Ein weiteres Beispiel für die Möglichkeit einer Preisentung sind die mit großer Resonanz in die Welt hinausposaunten Saisonauverkäufe. Die Preise sind bei einzelnen Waren so stark herabgesetzt worden, daß es dem Handel selbst davor graut und die Textil-Zeitung vor solchen ungeheuren Herabsetzungen mit Entschiedenheit warnt. In der Textil-Zeitung wird ein Fall veröffentlicht, der zeigt, wie es hinter den Kulissen zugeht. Es heißt darin:

„Wenige Wochen vor dem jetzt stattfindenden Saisonauverkauf erfuhr ein Großhändler des Leipziger Einzelhandels von der Geldknappheit einer Kleiderfabrikierenden Firma, und mit dem Geld im Beutel begab er sich zu seinem Opfert, von dem es ihm auch gelang, Kleider im Verkaufspreis von 24 M. zu 8 M. das Stück „zu erringen“.

Der Saisonauverkauf hatte noch nicht begonnen, da meldeten die Zeitungen, daß diese große und angelegene Kleiderfirma ihre Zahlungen eingestellt hat. Wenige Tage später prangte im Schaufenster des „Eroberers“ in der Leipziger Straße das Bild für 8 M. mit der Preisauszeichnung: „Früherer Preis 36 M., jetzt 20 M.“

Ist es nicht eine Frechelei sondergleichen, aber hohe Steuern und soziale Lasten und über hohe Löhne zu setzen, aber selbst nicht das geringste zu tun, um erträglichere Verhältnisse zu schaffen und den Lohnbewegungen ein Ende zu bereiten, indem man die Preise herabsetzt und stabil erhält? Die Gewerkschaften könnten das, wenn sie wollten, aber der Wille fehlt. B. u. u.

Gelder der Metallindustriellen

Bei jeder Lohnforderung der Arbeiter stöhnt das Unternehmertum, es habe kein Geld, man sehe am Stande des Ruins und von einer Revabilität der Betriebe könne gar keine Rede mehr sein. Wie die das Geld bei dieser immerwährenden Betriebsänderung nicht, enthält eine Gerichtsverhandlung in Frankfurt a. M. vor dem Richter stand ein Syndikus des Frankfurter Metallindustriellenverbandes, der vor Jahresfrist entlassen worden war. Es sollte mit dem Geld nicht gestimmt haben, doch antwortete der Industriellenverband eine Strafanzeige, die erfolgte anonym und vor dem Gericht kamen Vorwurfsanträge zur Sprache, die einen Blick hinter die Kulissen eines nicht ganz kleinen Industriellenverbandes gewährten.

Wir erinnern uns der schlimmsten Zeiten in Deutschland, der Inflationszeit und der darauffolgenden Stabilisierungszeit. Damals herrschte die schlimmste Kapitalnot und den Arbeitern zahlte man vollständig ungenügende Löhne, wahre Hungerlöhne. Während dieser Zeiten jagte die Herrschaft im Frankfurter Industriellenverband — bei anderen wird es ebenso gewesen sein — im vollen Maße Festsetzungen und Festhalten wurden veranstaltet, von denen eine einzige 40 000 M. kostete, das Prozedere dazu, das zehn Personen vornahmen, betrug die Summe von 15 000 M. Zigarren kostete man das Stück für 8 M. Gelage und Feiern mit Wichtigkeit wurden einfach aus Verbandsmitteln bestritten. Dem Syndikus warf man Unterzahlungen in Höhe von 185 000 M. vor, er bestritt dies und versuchte nachzuweisen, daß dieses Geld für obige Zwecke ausgegeben, aber ordnungsmäßig durch die Bücher gegangen sei.

Das meiste Geld des Industriellenverbandes wurde unter Billigung führender Personen, aber ohne Wissen der Mitgliedschaft an rechtsgerichtete Verbände gezahlt. Es haben sogar Sitzungen stattgefunden, an denen der General Reichardt, der zu dieser Zeit vereinsamteter Reichsgerichtsrat für die jüdischen Reichswehrbezirke war, teilgenommen hat. Das Geld schluderten die republikanischen Selbstschutzorganisationen, besonders die Dageb. Bauern erzielten diese im Jahr 20 000 M. In der Inflationszeit im Jahre 1923 konnten Beträge von 250 000 Goldmark zur Bekämpfung der Republik und zur Bekämpfung der Arbeiterbewegung zur Verfügung gestellt. Diese Angaben werden von den Zeugen bestätigt.

Nun, die Arbeiter sind aus dem Posten gewesen, sie haben ihre Verbände geschickt, jedoch sie in ungeborener Kraft den Kampf für bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen wieder aufnehmen konnten. Es ist augenblicklich, welche Mittel von den Industriellenenteilen aufgebracht und welche Anstrengungen gemacht wurden, um die Arbeiterverbände zu zerrüttern. In der Inflation, die sie zu diesem Zweck gebrauchten, glaubten sie ihrem Ziel sehr nahe. Es wurden sogar höhere Beiträge beschossen — 1/2 M. der Lohnsumme — was ganz bedeutende Summen ausmachte. Denn man auch in diesem frankfurter Prozeß einen Anhaltspunkt bei den Zusammenhänge gesetzt hat, so ist doch vor den Augen der Arbeiterschaft nur das verblühte Industriellenvermögen mit seiner niederträchtigen Kampfmitteln gegen die um ihre Rechte ringende Arbeiterklasse gerichtet.

Der Verbandstag der Fabrikarbeiter

Der Fabrikarbeiterverband hielt dieser Tage seinen 16. ordentlichen Verbandstag in Hamburg ab. Er nahm einen harmonischen Verlauf. Der Vorstand des Fabrikarbeiterverbandes konnte über eine glänzende Entwicklung seit dem Verbandstage vor drei Jahren berichten. Es gelang in dieser Zeit, die hohen Verluste der Inflation zum großen Teil wieder auszugleichen. Heute sind 467 000 Mitglieder vorhanden. Das ist gegenüber 1926 eine Zunahme von 91 000. Allein in den 6 Monaten dieses Jahres konnten 44 000 neue Mitglieder dem Verbande zugeführt werden. Das sind Erfolge, die sich nicht lassen können. Sie zeigen an, daß die Fabrikarbeiterbewegung zum großen Teil schon längst ungelernete Arbeiter zu organisieren hat. Der Verband ist durch die Mitgliederzunahme zur gewerkschaftlichen Organisation Deutschlands geworden.

Es war der erste Verbandstag, der nach der Verschmelzung mit den Verbänden der Glas- und Porzellanarbeiter stattfand. Die Verschmelzung wurde allgemein begrüßt. Alle Redner erkannten an, daß die Zusammenfassung der drei Verbände sich sehr günstig ausgewirkt habe. Auch die Kampfergebnisse des Verbandes konnten sich soweit erhöhen, daß bereits wieder ein Vermögen von nicht als 7 Millionen Mark vorhanden ist. Der Verband ist beteiligt an 17 Reichs-, 47 Bezirks- und 768 Ortsabnahmeverträgen. Ein sehr wesentlicher und tiefgreifender Beschluß war die Einführung der Fabrikarbeiterunterstützung. Andere Gewerkschaften sind in diesem Punkt schon vorangegangen. Die Invalidenunterstützung tritt am 1. Januar 1930 in Kraft.

Bei dem Gegenstand „Gewerkschaftsorganisation“ wurde auch die Frage der Organisationsform behandelt. Es wurde erklärt, daß der Fabrikarbeiterverband große leistungsfähige Organisationen in der Richtung der Industrieverbände erstrebe, jedoch gewalttätige Angliederungen unter allen Umständen ablehnen müsse. Der Zusammenstoß könne nur ein freiwilliger sein.

Die Löhne der Gelehrten und Ungelernten

Die Löhne der ungelerneten Arbeiter hatten sich in den ersten Jahren nach dem Kriege stark denen der gelehrten geändert. Teilweise waren sie bis auf 90 % herabgekommen. Das Verhältnis hat sich nach der Stabilisierung zumungunsten der ungelerneten Arbeiter entwickelt. In der volkswirtschaftlichen Zeitschrift des „Vertriebsrates“, der vom Fabrikarbeiterverband herausgegebenen Monatschrift, untersucht Wl. Woytinsky das Lohnverhältnis zwischen den gelehrten und ungelerneten Arbeitern in verschiedenen Ländern. Danach ergibt sich gegenüber der Vorkriegszeit folgendes Verhältnis. Der Durchschnittslohn des ungelerneten Arbeiters betrug in Hundertteilen des gelehrten in:

Deutschland	1913	1929/30
Großbritannien	59,7	72,4
Dänemark	60,3	70,1
Polen	74,2	80,9
Verreinigte Staaten	72,5	77,7 (?)
Australien	70,6	82,5
Neuseeland	84,7	85,3

Es ist die Beobachtung zu machen, daß in allen Ländern das Verhältnis der Lohnsätze der ungelerneten Arbeiter zu den gelehrten sich verbessert hat. Bestand vor dem Kriege ein sehr weites Abstand, so hat sich dieser in der Nachkriegszeit stark verringert. Deutschland, Großbritannien und die Vereinigten Staaten stehen sich in ziemlich gleichem Verhältnis. In den Vereinigten Staaten ist das Verhältnis der ungelerneten Arbeiter im Vergleich zu den gelehrten in Dänemark, Australien und Neuseeland. Zweifellos ein sozialer Fortschritt, daß der Lohn des ungelerneten Arbeiters mit dem des gelehrten in ein besseres Verhältnis gebracht wird.

Unrichtige Bewertung der Arbeitslosenzahlen

Die Zahlen der Hauptunterstützungsempfänger, die in der Arbeitslosenversicherung und in der Arbeitslosenversicherung geführt werden, sind keineswegs der Gradmesser des Arbeitsmarktes. So hat nach dem Landesarbeitsamt der Rheinprovinz in der Zeit von Mitte März bis Mitte Juni nach den veröffentlichten Zahlen der Zugang von Arbeitslosen in der Rheinprovinz den Abgang der nicht mehr Unterstützten um 2346 überstiegen. Die Verbleibenden sind aber nicht etwa alle der Arbeit neu zugeführt worden, denn es befanden sich unter den aus der Arbeitslosenversicherung auscheidenden 5786 Menschen, die, ohne Arbeit gefunden zu haben, lediglich infolge Fristablaufs aus der Arbeitslosenversicherung keine Unterstützung mehr beziehen konnten. Im ganzen hat also die Beschäftigungslage kein in diesem Beispiel eine Erhöhung erfahren, die um mehr als 100 % größer war, als im Bericht ausgedrückt wurde. Man muß also sehr vorsichtig sein, wenn man die Arbeitsmarktlage nach den Zahlen der unterstützten Arbeitslosen beurteilen will.



Technik und Werkstatt



Die Nützlichkeit des Rechenstabes

In der Werkstatt

In einer Werkstatt ist ein eiserner Zylinder von 200 mm Länge und 85 mm Durchmesser herzustellen. Der Meister sucht in der Altisenbude ein einigermaßen passendes Stück, gibt es einem Arbeiter und sagt ihm die verlangten Maße. Der Arbeiter überlegt sich, wo er am besten mit der Bearbeitung anfängt, klemmt in den Schraubstock und feilt draußlos im Schweißel seines Angesichts. Nach acht Tagen ist er glücklich fertig geworden, und wenn er einen auf 1/2 mm stimmenden Zylinder vorweisen kann, dann darf er stolz sein auf seiner Hände Wert; weniger stolz aber auf seinen Meister, der keine Drehbank hat und Arbeiten von Hand ausführt, die jeder vernünftige Mensch an der Werkzeugmaschine vornimmt.

Solche Leute gibts glücklicherweise nicht mehr. Oder etwa doch? Nehmen wir ein anderes Beispiel. In der Werkstatt soll eine neue Arbeitsmaschine aufgestellt werden, die 180 Umdrehungen in der Minute macht. Die Tourenzahl der Transmissionswelle beträgt 320 in der Minute. Vorhanden sind drei Riemenscheiben von 350, 420 und 480 mm Durchmesser. Kann man sie verwenden? Welche von ihnen muß auf die Transmissionswelle, welche an die Arbeitsmaschine?

Nun geht die Rechnerlei los. Man überlegt — oder findet im Taschenbuch: Drehzahl mal Durchmesser der getriebenen Scheibe ist gleich Drehzahl mal Durchmesser der treibenden Scheibe.

Also fangen wir an: Da die Arbeitsmaschine langsamer läuft als die Transmission, so muß die getriebene Scheibe größer sein als die treibende. Nehmen wir also 480 mm Durchmesser für die getriebene Scheibe, so ist Drehzahl 180 mal Durchmesser 480 gleich 86 400. Bei 420 mm Durchmesser für die treibende Scheibe erhalten wir die Drehzahl 320 mal Durchmesser 420 gleich 134 400, also mehr als 86 400. Die Scheibe ist zu groß. Nehmen wir also die kleinste: Drehzahl 320 mal Durchmesser 350 gleich 112 000 — auch zu groß.

Wir können daher nur eine der drei Scheiben verwenden und müssen eine zweite berechnen! Da gibts nun sechs Möglichkeiten: Entweder wir benutzen eine der drei Scheiben als treibende oder als getriebene. Es fängt also eine neue Rechnung an: Der Durchmesser der treibenden Scheibe ist gleich der Drehzahl der getriebenen mal dem Durchmesser der getriebenen geteilt durch die Drehzahl der treibenden Scheibe. Bei 480 mm Durchmesser gibt das 180 mal 480 durch 320 oder 86 400 durch 320 gleich 270 mm. Setzt man also die Scheibe mit 480 mm auf die Arbeitsmaschine, so braucht man eine Scheibe von 270 mm für die Transmission. Bei 420 mm findet man 180 mal 420 durch 320 gleich 236 mm; bei 350 mm sind es 180 mal 350 durch 320 gleich 197 mm.

Setzt man umgekehrt eine der vorhandenen Scheiben auf die Transmission, so findet man bei 480 mm folgendes: 320 mal 480 durch 180 gleich 855 mm; bei 420 mm sind es 320 mal 420 durch 180 gleich 745 mm; und bei 350 mm hat man 320 mal 350 durch 180 gleich 620 mm. Jetzt kann man eine Aufstellung machen:

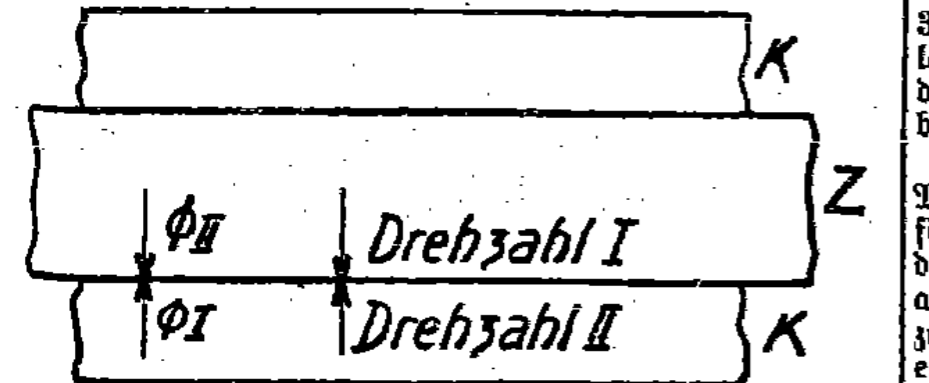
Vorhanden	480 mm	420 mm	350 mm	Zu beschaffen	855 mm	745 mm	620 mm
Transmissionscheibe				Arbeitsmachinscheibe			
				Transmissionscheibe			
Arbeitsmachinscheibe	480	420	350				
					270	236	197

Findet sich eine verwendbare Scheibe von früher her, so setzt man sie entsprechend auf. Andernfalls muß man sich zur Anschaffung entschließen und wählt natürlich diejenige, die unter den angegebenen Verhältnissen die billigste ist, das heißt man bestellt eine Scheibe von 200 mm Durchmesser, setzt sie auf die Transmission, während die Arbeitsmaschine die Scheibe von 150 mm erhält.

Nun bitten wir unsere Leser, die bisherigen Ausführungen nicht nur durchzulesen, sondern ein Blatt Papier zur Hand zu nehmen und jede Rechnung selber anzustellen. Zuerst notiere man auf die Minute den Arbeitsbeginn, dann rechne man, stelle sich zusammen und lese endlich auf der Uhr ab, wie lange das Rechnen gedauert hat. Man wird erstaunt sein über die vielen Zahlen, die das Papier bedecken; über den Zeitverbrauch und über die Anstrengung, die das Rechnen gemacht hat. Noch länger wirds dauern, wenn man nur die gegebenen Maße aufschreibt, die Zeitung fortlegt und morgen oder übermorgen versucht, die Rechnungen ohne Hilfe durchzuführen!

Ja, und wer ist heute noch so töricht, mit so umständlichem Rechnen seine Zeit zu vertrödeln und seinen Kopf anzustrengen? Die Antwort ist einfach: Jeder, der keinen Rechenstab verwendet!

Mit einem ordentlichen Rechenstab oder Rechenschieber läßt sich die ganze Arbeit in weniger als einer Minute ohne jede Kopfanstrengung und ohne Bleistift und Papier ausführen. Abb. 1 zeigt in vereinfachter Darstellung ein Stück eines Rechen-



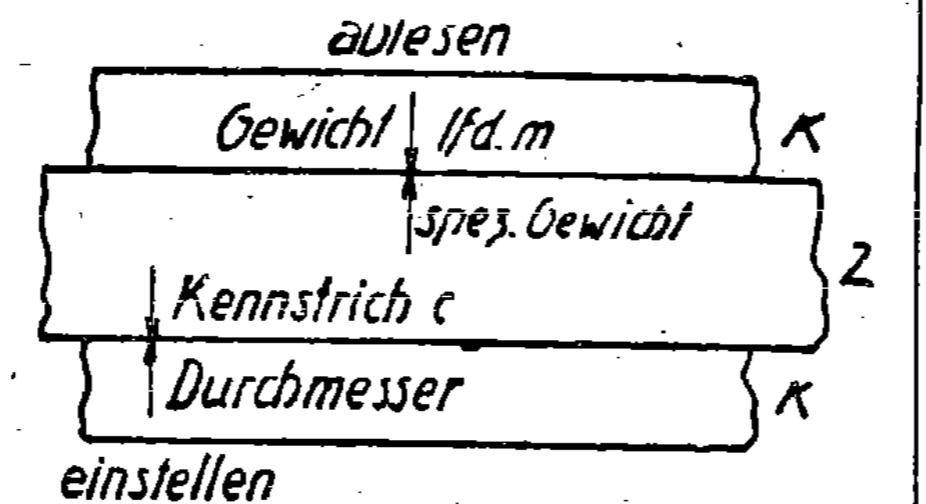
stabes. Der feste Körper ist mit K bezeichnet, die verschiebbare Zunge mit Z. Man braucht nun weiter nichts zu machen, als die Zunge so weit zu verschieben, daß die Drehzahl II der treibenden Scheibe auf dem Körper und die Drehzahl I der getriebenen Scheibe auf der Zunge einander gegenüber stehen (siehe Abb. 1). In unserem Beispiel stellt man den Rechenstab also folgendermaßen ein: auf dem Körper 320 (Drehzahl der treibenden Scheibe) und auf der Zunge 180 (Drehzahl der getriebenen Scheibe) stehen genau übereinander! Damit ist alles fertig und man braucht nur noch abzulesen! Auf der Zunge stehen die Durchmesser der treibenden Scheiben, auf dem Körper die Durch-

messer der getriebenen Scheiben. Unter 480 auf der Zunge steht 855 auf dem Körper (1. Zeile in der Aufstellung); unter 420 findet man 745; unter 350 steht 620. Das sind die drei Durchmesser der Scheiben für die Arbeitsmaschine, die den vorhandenen Scheiben für die Transmission entsprechen. Umgekehrt: unter 480 findet man 270; unter 420 steht 236; unter 350 endlich 197. Das sind die Durchmesser der Transmissionscheibe, wenn die vorhandenen auf die Arbeitsmaschine gesetzt werden. Man braucht also eine einzige, ganz einfache Einstellung und kann daraus alles andere ablesen.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: Wieviel wiegt ein laufendes Meter Rundenisen von 26 mm Stärke? Ohne Rechenstab hat man zuerst den Querschnitt zu berechnen: Durchmesser mal Durchmesser mal 3,14 geteilt durch 4; oder 26 mal 26 mal 3,14 durch 4. Nun ist 26 mal 26 gleich 676; 676 mal 3,14 gleich 2122,64; geteilt durch 4 gibt 530,66. Das sind Quadratmillimeter, denn der Durchmesser war in Millimetern gegeben. Teilt man durch 100, so erhält man 5,3066 qcm, denn 100 qmm gleich 1 qcm. Ein laufendes Meter hat 100 cm; also erhält man 5,3066 qcm mal 100 cm gleich 530,66 ccm Rauminhalt für ein laufendes Meter. Daraus findet man das Gewicht durch Malnehmen mit dem spezifischen Gewicht, das für Schmiedeeisen gleich 7,8 ist. Also 530,66 mal 7,8 gleich 4139,148, und das sind Gramm, denn 1 ccm Schmiedeeisen wiegt 7,8 g. Damit ergibt sich endlich das Gewicht für ein laufendes Meter Rundenisen von 26 mm Stärke 4,139 kg oder besser 4,14 kg.

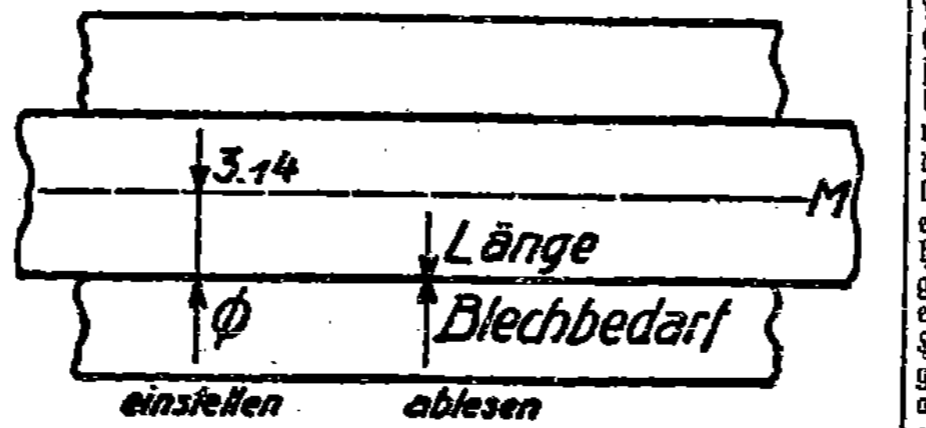
Gegen diese Rechnung ist erstens einzuwenden, daß sie umständlich und zeitraubend ist. Zweitens ist sie viel zu genau; die letzten Stellen, zum Beispiel die 9 bei 4,139 hat schon gar keinen Sinn mehr, weil sie doch nicht stimmt. Das Eisen braucht nur 7,81 statt 7,8 zu wiegen, dann erhält man 4,144 kg statt 4,139 kg. In Wirklichkeit sind aber die Abweichungen vom spezifischen Gewicht beim technischen Eisen noch größer.

Benützt man den Rechenstab, so verschwindet zunächst die nutzlose Übergenauigkeit; man erhält Gewichte, wie sie technisch brauchbar sind. Außerdem läßt sich die ganze Rechnung wieder mit einer einzigen Einstellung ausführen, wie aus Abb. 2 hervorgeht. Auf der Zunge befindet sich ein Kennstrich C; man verschiebt die Zunge so, daß dieser Kennstrich genau auf dem Durchmesser, also in unserm Beispiel auf 26 steht. Dann ist man fertig und braucht nur noch abzulesen. Dazu benutzt man die oberen Skalen (Abb. 2); auf der Zunge sucht man das spezifische Gewicht



7,85 und findet darüber ohne weiteres 4,14 kg Gewicht der laufenden Meter.

Zum Schluß noch ein praktisches Beispiel: Wie groß ist der Blechbedarf für ein Rohr von 45 cm Durchmesser und 8,90 m Länge? Man berechnet zuerst den Umfang aus Durchmesser mal 3,14 oder in unserm Beispiel 45 mal 3,14 gleich 141,4 cm oder 1,41 m. Daraus findet man Blechbedarf gleich Umfang mal Länge oder 1,41 mal 8,90 m gleich 12,6 qm Blech. Auch beim Rechenstab muß man beide Rechnungen nacheinander ausführen, wofür man zwei Einstellungen braucht. Es gibt aber jetzt schon Rechenstäbe mit einer das Rechnen beschleunigenden Mittelskala auf der Zunge, die in Abb. 3 durch die gestrichelte Linie M an-



gezeichnet wurde. Eine solche Mittelskala vereinfacht das Rechnen ungemein. In unserm Beispiel stellt man den Durchmesser auf 3,14 ein und kann dann ohne weiteres für jede beliebige Rohrlänge den Blechbedarf ablesen. Man kann aber auch umgekehrt die Länge des Rohres auf 3,14 einstellen und dann für jeden beliebigen Rohrdurchmesser den Blechbedarf ablesen.

Ähnliche Beispiele für den Nutzen des Rechenstabes in der Metallbearbeitung lassen sich zu Hunderten aufzählen. Der Lehrer findet sie in der eigenen Praxis oder in guten Lehrbüchern über die Handhabung des Rechenstabes. Man glaube nicht, daß es allzu schwer sei, Gewandtheit im Rechnen mit dem Rechenstab zu erwerben. Es gibt heutzutage Rechenstäbe, die so klar und einfach gebaut sind, daß man leicht und bequem mit ihnen arbeiten kann. Freilich gehts nicht ohne Anleitung und nicht ohne ein wenig Geduld, die sich aber tausendfach bezahlt macht. Der Rechenstab gehört heute zum Handwerkszeug; ein jedes Werkzeug verlangt aber auch Übung, ohne die es nirgends geht. (Schluß folgt.)

Jeder Arbeiter soll Schutz suchen!
Gegen die Ausbeutung seiner Arbeitskraft bei der Gewerkschaft.
Gegen die Ausbeutung seiner Kaufkraft bei der Konsumgenossenschaft.
Gegen die Ausbeutung seiner Unwissenheit bei seiner Fachpresse.

Wie erzielt man gute Schweißungen?

(Nachdruck verboten.)
Es immer mehr Betriebe gehen heute zu der Einführung anologener und elektrischer Schweißverfahren über. Man darf wohl annehmen, daß dies stets auch in der Absicht erfolgt, nur gute Schweißarbeit zu leisten. Nicht immer, ja, ich möchte fast sagen selten ist man sich aber bewußt, daß die Herstellung einer guten Schweißung an und für sich keineswegs leicht ist, ja, in sehr vielen Fällen große Schwierigkeiten bereitet, große Übung und Erfahrung, Ruhe, Handfertigkeit und Verantwortungsgesühl erfordert. Ein guter Schweißer muß auch über verschiedene theoretische Kenntnisse verfügen, ohne dies geht es einfach nicht, und er muß außerdem in der praktischen Handfertigkeit und in der praktischen Ausführung der Schweißverfahren reichlich ausgebildet sein. Hier tut es die notwendige Einarbeitung einiger Handgriffe nie und nimmer. Schweißarbeiten eignen sich nicht zu Vorkarrieren; bei solchen wird stets die erforderliche Sorgfalt und die Ruhe Schaden leiden.

Die Bedingungen zur Erzielung guter Schweißungen sind dann für die autogene Schweißverfahren etwa folgende:

Das Schweißgas muß frei von allen Verunreinigungen, muß trocken und kühl sein. Freier Kohlenstoff, beizend wirkt die Festigkeit der Schweißnaht, ebenso Wasserdampf; Schwefelwasserstoff erzeugt Notbrüchigkeit, Phosphorwasserstoff Kalbrüchigkeit. Als Füllmaterial muß ein möglichst reines Holzbohlenisen zur Verfügung gestellt werden. Die Schweißflamme muß richtig eingestellt werden, so daß mit der reduzierenden Flammezone geschweißt werden kann. Ein Sauerstoffüberschuß hat ein Verbrennen der Schweißnaht zur Folge; ein Acetylenüberschuß ruft eine Koblung des Eisens und damit ein Hart- und Sprödwurden der Schweißnaht hervor. Eine gute Brennerkonstruktion wird vorausgesetzt; die Größe des Mundstücks muß der jeweiligen Schweißarbeit angepaßt sein. Ausschlaggebend ist eine richtige Brennerführung. Bei dünnen Blechen muß der Brenner in möglichst spitzem Winkel über die Oberfläche hingeführt werden; mit zunehmender Blechstärke wächst der Winkel, bei sehr starken Blechen und bei Kupfer darf er sich 90 Grad nähern. Jede Oxydbildung ist zu verhüten, jedes gebildete Oxyd raschestens durch geschickte Brennerführung zu zerstören. Übertriebene Sparjamkeit im Gasverbrauch schädigt die Schweißnaht bis zur Unbrauchbarkeit. Das Werkstück wärme man genügend vor; die Schweißnaht ist im richtigen Winkel auszuführen. Vorteilhaft werden die einzelnen Stücke in ihrer Lage gehalten durch Heften, Verteilen und dergleichen. Die Schweißnaht ist zu ihrer Verbesserung während des Schweißens oder nach Wiedererhitzung auf Hellrot zu hämmern; in Blauwärme darf aber unter keinen Umständen gehämmert werden. Nach Beendigung der Schweißarbeit ist jedes Werkstück zur Beseitigung schädlicher Wärmespannungen auszukühlen. Die Glühtemperatur beträgt 700 bis 900 Grad; das Erkalten muß langsam und ohne Luftzutritt vor sich gehen. Bei Einhaltung dieser Vorschriften kann man auf die Erzielung brauchbarer autogener Schweißnähte rechnen.

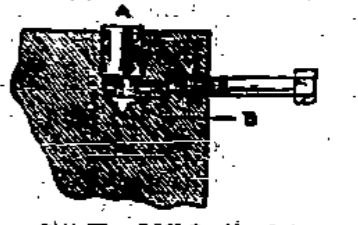
Für das Gelingen einer elektrischen Lichtbogenschweißung gelten etwa nachstehende Bedingungen: Der Schweißlichtbogen muß die richtige Länge aufweisen, er darf weder zu kurz noch zu lang sein. Ist der Lichtbogen zu kurz, so kommt das Material des Werkstückes nicht genügend in Fluß, das abschmelzende Eisen des Schweißstabes fällt auf ein ungenügend erwärmtes Material, es entsteht eine poröse, eine unganze Schweißnaht. Bei zu langem Lichtbogen aber treten Verbrennungen in der Schweißnaht auf. Zur Erzielung der richtigen Lichtbogenlänge müssen Spannung und Stromstärke richtig aufeinander abgestimmt sein und die in ihrer Stärke richtig gewählte Elektrode muß in richtigem Abstand über die Schweißstelle geführt werden; die Elektrode muß, um ein Verkippen des Zusatzmetalls zu vermeiden, im spitzen Winkel zur Schweißnaht geführt werden. Bei Gleichstromschweißung ist das Werkstück an den + Pol anzuschließen, da dieser heißer ist als der - Pol und das Werkstück mehr Wärme enthält als die Elektrode. Unmanomete Elektroden wirken bei guter Qualität, sind daher im allgemeinen vorzuziehen; die sich bildende Schlacke ist während des Aufbaus der Schweißung zu entfernen. Einer Ablenkung des Lichtbogens durch Induktionsströme ist vorzubeugen. Das Werkstück ist für die Schweißung richtig vorzubereiten; die Schweißnaht ist im richtigen Winkel auszuführen. Während des Schweißens hämmere man auch hier die Schweißnaht und nach Vollendung der Schweißung glühe man das Werkstück bei 700 bis 750 Grad Celsius aus, wobei die niedrigere Temperatur für längere Glühzeiten, die höhere für kürzere Glühzeiten gilt. Das Erkalten muß auch hier sehr langsam und ohne Luftzutritt erfolgen.

Vollkommen elektrisch betriebene Großgasöfen

In Köln ist kürzlich eine Großgasöfen für rund 450 Personen dem Betrieb übergeben worden, die viel Bemerkenswertes aufzuweisen hat. Alles elektrisch, war hier die Parole. Die Elektrizität findet nicht nur für die Zwecke der Beleuchtung Verwendung, auch sind es nicht allein die vielen Küchenmaschinen, wie Staubsauger, Kleintischmaschinen, Eismaschinen, Spülmaschinen usw., die sich dieser Kraftquelle bedienen, sondern es ist vor allem in weitgehendem Maße von elektrischen Kochen und Heizen, von der Elektrowärme Gebrauch gemacht. Für die Warmwasserbereitung allein ist ein Gesamtantriebswert von 43 Kilowatt vorgesehen. Die elektrischen Großküchenherde, Grills, Glühroste, Wärmehäute und Sanitätsmaschinen verbrauchen zusammen 130 Kilowatt an Leistung. Selbst die Beheizung der Räume erfolgt ausschließlich elektrisch, was natürlich voraussetzt, daß die Kilowattstunden vom Elektrizitätswerk zu einem angemessenen Preis geliefert wird. Bei der Belüftung — häufig das Schmerzenskind großer Gasträume — ist man davon ausgegangen, die anzunehmende Luft durch elektrische Heizkörper zu erwärmen, auf die Temperatur der Innenräume vorzuwärmen, um das Durchdringen der kalten Luft, also jeden Zug zu vermeiden. Die großen Vorteile einer derartigen vollektrischen Einrichtung liegen auf der Hand: weder Holz noch Kohle, Gas oder Benzin können als Betriebsstoff in Betracht, all die Gefahren und Unannehmlichkeiten, die die Lagerung mit sich bringt, sind vermieden, jegliche Anfeuchte und das Beistehen von Küche und Küchenträumen fällt fort. Der Energieverbrauch kann an Hand von Zählern auf das genaueste überwacht und reguliert werden. Bei Schluß des Betriebes lassen sich sämtliche Stromverbraucher durch einen einzigen Hauptschalter abschalten, so daß an keiner Stelle unnötige Kraft verbraucht werden kann. In der Küche wird nicht wie beim Kohlenherd, der dauernd unter Feuer zu halten ist, Wärme vergeudet, sondern die Wärmeenergie beginnt erst dann, wenn sie gewünscht wird. Steigt in der Küche plötzlich der Bedarf, so kann sofort ein weiterer Herd oder eine andere Kochplatte in Betrieb genommen werden. Der Gesamtantriebswert der Anlage, Küche, Warmwasserbereitung, Raumbeheizung, Beleuchtung und Belüftung inbegriffen, erreicht die stattliche Höhe von 375 Kilowatt.

Wie ein Stahlbolzen aus einem Gußstück entfernt wurde

zeigt die Abbildung. Der Bolzen A so tief und fest, daß ihn von oben her nicht bezugommen war. Man bohrete nun von der Seite ein Loch in das Gußstück, das etwas unterhalb des Stahlbolzens endete. In das Loch wurde ein Gewinde geschneitten. Nun füllte man das Loch mit Öl und Blei und setzte dann die Schraube B ein. Je weiter die Schraube eindrang, desto fester preßte das Blei gegen den Bolzen und drängte ihn schließlich hinaus. Natürlich darf die Schraube B nicht zu leicht im Gewinde laufen, damit das Blei nicht zu den Gewindegängen hinauszugepreßt wird.





Familie und Heim



Was die Nähnadel erzählt

Jung-Elisabeth hatte Geburtstag. Die gute Tante Isabelle hatte ihr außer dem üblichen Besuchen auch ein wunderhübsches Nähkästchen mitgebracht. Es war aus gepreßtem Leder und enthielt in kleinen Fächern allerlei nützliche Dinge, die ein junges Mädchen alltäglich braucht: Schere, Trennmesserschere, Fingerhut, Näh-, Sted-, Stopf-, Häkel-, Strick- und Sicherheitsnadeln in allen Größen, dann einige kleine Köllchen mit Zwirn, Stopfgarn und bunter Seide und ähnlicher zierlicher Kram.

Nachdem das Geschenk von allen Tanten, Vätern und Vettern genügend bewundert worden war und es nun auf Jung-Elisabeths Nähkästchen prangte, war es stille geworden im Jungfernküchlein. Man sah drüben im "guten" Zimmer bei Staffer und Kuchen und plauderte. Die Dinge im neuen Nähkästchen hatten bald heraus, daß sie allein im Stübchen waren.

Die kleine, hübsche Schere war es, die anhub zu sprechen: "Ich glaube, wir bekommen es ganz hübsch hier!"

"Ich möchte mich erst noch des Urteils enthalten, will erst sehen, ob Jung-Elisabeth Ordnungssinn hat!" meinte der Fingerhut.

"Wie so? Was sieht gerade dich der Ordnungssinn der Herrin an?" fragte eine Spule mit schwarzem Zwirn.

"Wir Fingerhüte haben das Schicksal, sehr oft von unseren Besitzerinnen verlegt zu werden, dann findet man uns nicht, schilt auf uns und wir vertrauern dann in irgendeinem Winkel untiätig unser Dasein."

"Das junge Mädchen macht nicht den Eindruck, als ob es leichtfertig mit seinen Sachen umginge!" sagte nun die Häkelnadel und fuhr fort: "Übrigens — wir wollen abwarten, was uns die Zukunft bringt. Bis dahin wollen wir uns gegenseitig bekannt machen. Jeder nennt, was er aus seinem Leben weiß. Seid ihr einverstanden?"

Man stimmte freudig zu und die Häkelnadel wandte sich zuvorkommend an die Schere, den größten und vornehmsten Gegenstand im Nähkästchen und bat: "Bestimme du, Schere, wer von uns beginnen soll mit dem Berichte seines Lebens!"

"Gern! — So bitte ich dich, Nähnadel, fange an!"

Und so begann die Nähnadel: "Wir Nähnadeln sind wohl so alt wie das Menschengeschlecht."

"Oho! Das möchte ich doch bezweifeln!" warf das Trennmesser ein.

"Bitte, da gibt es nichts zu bezweifeln. Ihr müßt mich nur recht verstehen! Ich meine natürlich nicht die Nähnadel in der Form und Gestalt und aus dem Material, wie ihr mich seht! Aber seit der Zeit, da Menschen an ihrem Körper Hüllen tragen, brauchten sie auch etwas, diese Hüllen zusammenzuhalten. Und Stoffe irgendwelcher Art zusammenzuhalten, das ist ja der Dienst, die Arbeit der Nadel. Die Urmenschen hatten natürlich nicht solche Nadeln, wie wir heute."

"Auch noch keine Nadel mit Stöpfen, wie wir!" fügte die Stednadel hinzu.

"Das glauben wir gern! Aber was nahmen die Urmenschen zum Zusammenhalten ihrer Körperhülle?" fragte die Zwirnrolle.

"Das, was ihnen die Natur bot, nämlich den Dorn von Baum und Strauch, soweit die Menschen nur Pflanzenesser waren, oder — sofern sie tierische Nahrung verbrauchten — nahmen sie eine Fischgräte, etwas gebogen, etwas knochenartig auf einer Seite, oder sie bewarpen ein spitzes, dünnes Knochenstück. Diese drei Dinge: Dorn, Fischgräte, Knochenstück besaßen schon die Eigenschaften, die man zum Durchstechen und Zusammenhalten von Stoffen benötigt."

"Boher weiß man denn das heute?"

"Forscher und Gelehrte fanden in den Höhlenwohnungen der Urmenschen noch genug deraartiger kleiner Geräte und in jedem Altertumsmuseum kann man sie sehen!" erklärte die Nähnadel.

"Aber wozu konnte man doch nicht mit den Fischgräten und Dornen und Knochenstücken?" warf die Stednadel ein.

"Kann man bewirkt diese Vorfahren von uns als Stief- und Schuhparat, also zur Arbeit, die etwa die heutige Ahle oder der Pfriem verrichtet. Man durchlöcherte also die Felle und durch die entstandenen Löcher zog man dann Sehnen oder Lederbänder, mit denen man das Kleidungsstück, meistens Tierpelze, zusammenhielt."

"Das wären also meine Vorfahren gewesen!" rief die Stednadel.

"Nein, liebe Kollegin, du vergiffst, daß Dorn, Gräte, Knochenstück doch noch kein Ohr hatten, sondern nur zum Durchstechen dienten und bestenfalls zum Zusammenhalten, soweit sie gebogen waren, also eigentlich mehr eine Stednadel genannt werden konnten."

"Im, da hast du recht, Nähnadel, aber wie konnten die Menschen, die doch damals sicherlich keine Werkzeuge hatten, in die feinen und dünnen Gräten, Dornen und Knochenstücke ein Ohr anbringen?"

"Auch das ist bekannt. Zur Herstellung eines Nadelohres bediente man sich feiner, am Ende zugespitzter Feuersteinplättchen. Mit ihnen bohrte man das Loch in die Gräten- oder Knochenstücke, und damit es leichter ging, schlug man mit einem Feuersteinhammer das eine Ende der Gräte oder des Knochenstückes breit und dann steck man die Ahe durch. In fränkischer Zeit hat man viele solcher Feuersteinbohrer gefunden."

"Und wozu sind wohl die eisernen Nadeln aufgetaucht?" fragte das Trennmesser.

"Auch diese sind schon sehr alt. Aus der Bronzezeit sind uns große, zum Durchstechen bestimmte Nadeln überliefert worden, und aus der Eisenzeit besitzen wir nicht nur von Eisen hergestellte Nadeln, sondern sogar große gearbeitete, löcherartige Werkzeuge, in denen die Nadeln aufbewahrt wurden, also eine Art Nadelbüchsen. Besonders hat die Herstellung einer Nadel mit dem damaligen dürftigen Hilfsmitteln viel Mühe, Zeit und Kraft erfordert, deshalb hat man sie als etwas Wertvolles gut aufgehoben. In den Gräbern der vorjüngeren Bronzezeit hat man nicht nur eisernen Nadeln, sondern auch solche aus Kupfer und Zinn angetroffen."

"Wozu mögen damals die Menschen wohl genäht haben? Ob man nur, den Zwirn, schon gekannt hat?" fragte ein Köllchen Zwirn.

"Unmöglich konnte man nur Tiersehnen als Nähfäden, aber mit fortgeschrittener Kultur nahm man Bastfasern von

Bäumen, später auch Flachsfasern, die Vorläufer des heutigen Zwirnes. Übrigens vergaß ich vorhin, als ich vom Nadelohr sprach, zu erwähnen, daß bei den ältesten Bronzenadeln das Ohr nicht am Ende der Nadel war, sondern in der Mitte, die breit gehämmert und durchlöchert wurde, und die Nadel hatte dadurch zwei Spitzen."

"Das ist lehrreich und vielleicht gar nicht einmal so unpraktisch!" lobte die Schere.

"Na, na! Da würden unsere Frauen und Mädchen wohl recht zerkochere Finger haben!" lachte die Nähnadel.

"Hast du auch einmal etwas von uns erfahren können, Nähnadel?" fragte die Patent- oder Sicherheitsnadel bescheiden.

"Aber gewiß! Auch ihr seid nahezu so alt wie die Menschheit. Euch nannte man früher Fibel oder Spange, später Gaste oder Bügelnadel, weil ihr außer der eigentlichen Nadel noch einen Spannbügel truget. Die alten Babylonier und Phrygier hatten kostbare Gewandnadeln, und auch in den altägyptischen Gräbern aus der Zeit vor 2000 v. Chr. hat man feinverzierte und kunstvoll gearbeitete Gewandnadeln gefunden. Und für Archäologen..."

"Was sind Archäologen?" fragte der Fingerhut.

"Altertumsforscher! — Also für Archäologen sind die Formen und Verzierungen der Gewandnadel besonders wichtige Anhaltspunkte für Bestimmung von Zeitperioden."

"Alle Nadeln wurden in alter Zeit wohl einzeln durch Handarbeit hergestellt?" fragte das Trennmesser.

"Gewiß! Erst im 11. Jahrhundert, als man die Drahtzieherei erfand, wurden die Nadeln im großen fabriziert."

"Wo kam denn das Gewerbe der Drahtzieher auf?" wollte die Schere wissen.

bildet, dann mit einem kleinen Hammer kugelförmig gestopft auf dem Nadelamboß und dann erst auf die noch kopflose Stednadel aufgeschlämmert! Das nahm viel Zeit in Anspruch und erforderte unendliches Geschick."

"Aber heute wird das doch nicht mehr gemacht!" meinte die Schere.

"Nein! Man erfand im 16. Jahrhundert eine Maschine, die Stednadelstöpfe, mit der auf jede Nadel schnell die Stuppe oder der Kopf aufgesetzt werden konnte."

"Da konnten dann wohl viel Nadeln in einem Tage hergestellt werden?"

"Ja! Man brachte in einem Tage dadurch etwa 10 000 Stednadeln fertig und dadurch verbilligte sich der Preis ganz gewaltig."

"Wo werden denn heute die meisten Nadeln hergestellt?" wollte das Trennmesser wissen.

"An vielen Orten in Deutschland, aber der Hauptsitz der heutigen Nadelindustrie ist besonders Nachen, dann auch Pforzheim, Altena, Schwabach und Jülichershausen."

"Seitdem aber nicht mehr so viel mit der Hand genäht wird, ich meine, seitdem die Nähmaschine erfunden wurde, werden natürlich nicht mehr so viel Nadeln verbraucht wie früher, nicht wahr?" fragte die Zwirnrolle.

"Ja, da irrst du gewaltig, verehrte Mitarbeiterin, viel mehr werden durch die Arbeit mit der Nähmaschine verbraucht! Man schätzt den Drahtverbrauch der deutschen Nadelabriken auf jährlich 11 000 Tonnen, das sind bald eine Viertelmillion Zentner Nadeln! Überlegt euch das einmal, Kollegen!"

"Das ist ja ganz ungeheuer!" staunten die anderen und die Schere wollte noch etwas fragen, aber in diesem Augenblick kehrte Jung-Elisabeth in ihr Zimmerchen zurück und nahm das Kästchen zur Hand. Im Nu waren die Inassen des Kästchens still, nur die Schere flüsterte noch schnell: "Morgen erzählst du weiter, Zwirn, gelt?"

"Gern will ich das tun!" entgegnete die Zwirnrolle noch. Dann nahm das junge Mädchen die Gegenstände einzeln heraus und betrachtete sich jeden von ihnen genau. M. K. B. d. i. c. h. e. r.

Juli

Der Juli glutet schattenleer,
Im weissen Dunst braut tiefe Stille.
Im Tiefengrund, im Halmenmeer
Zirpt erntehnend schon die Grille.

Dem Heu entströmt ein süßer Duft,
Die blanke Sense wetzt der Schnitter.
Die Hitze knistert in der Luft
Und springt bisweilen ins Gewitter.

Noch glüht im Korn der rote Mohn,
Dem Sommer leuchtet noch sein Feuer.
Die goldenen Hehren reifen schon,
Bald füllen sie die leere Scheuer.

Die Kinderchar, die ferien hat,
Genießt die Luft der freien Wochen.
Wer Geld hat, flüchtet aus der Stadt:
Die Reisezeit ist angebrochen!

Der Arbeitsmann dagegen muss
In Staub und Glut sich täglich quälen.
Die Drohnen schweben im Genuss,
Den sie den Bienen täglich stehlen!

Victor Kallmowski

Was trinkt die Arbeiterschaft?

Auf der Ausstellung „Die Ernährung“ in Berlin, die bis zum 12. August geöffnet ist und deren Besuch dringend empfohlen werden kann, zeigt die UEG neben anderen mit Schaubildern den Getränkeverbrauch im Jahr in ihrer Fabrikantene in der Vorkriegszeit. Dort sind 10 000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Der Gesamtverbrauch an Getränken betrug im vorigen Jahre 3 825 000 Flaschen. Von den einzelnen Getränkearten wurden von der genannten Fabrikantene abgegeben: Kaffee 2 229 000 Flaschen, Bier 635 000, Tee 482 000, Milch 284 000, Seltzer 224 000 und Limonade 71 000. Der Verbrauch an Getränken war also folgender: Kaffee 58,8 vH, Bier 14,0 vH, Tee 12,6 vH, Milch 7,5 vH, Seltzer 5,8 vH und Limonade 1,8 vH. Hieraus geht hervor, daß 86 vH alkoholfreie Getränke ausgegeben wurden. Weitans an erster Stelle steht der Verbrauch an Kaffee. Milch wird nur die Hälfte der Menge getrunken als Bier. Es wäre für die Volksgesundheit besser, wenn der Milchverbrauch größer wäre. Den Darstellungen ist auch ein Schaubild beigegeben, das den Bierkonsum an den einzelnen Wochentagen zeigt. Er ist am geringsten am Mittwoch, dem letzten Tage vor der Wochenausgabe. Den Mittwochverbrauch gleich 100 gesetzt, ergibt folgende Verteilung des Wochenquantums: Montag 156, Dienstag 137, Mittwoch 100, Donnerstag 123, Freitag 222, Sonnabend 218. Die Wochenausgabe findet am Donnerstag statt. Am Freitag ist der Bierverbrauch mehr als doppelt so hoch wie am Mittwoch. Erwähnt werden mag noch, daß der Getränkeverbrauch im Winterhalbjahr höher ist als im Sommerhalbjahr. Im Winterhalbjahr wurden 2 034 000 Flaschen verbraucht und im Sommerhalbjahr 1 791 000. Im Durchschnitte werden pro Mann und Jahr an Getränken in der Routine in der UEG 38,25 Flaschen verkauft.

Unsuchtbarmachung Geisteskranker in der Schweiz

Die Regierung des Kantons Waadt hat zu den gegenwärtig schwebenden Beratungen einer Reform ihrer Gesundheitsgesetzgebung den Entwurf einer Änderung des Gesetzes über die Behandlung und Verwahrung Geisteskranker eingebracht, die die Unsuchtbarmachung von Geisteskranken und dauernd anormalen Personen ermöglicht. Das Gesetz, das bereits in erster Lesung angenommen worden ist, hat die vorstichtige Fassung erhalten: „Eine geisteskrante Person kann Gegenstand eines medizinischen Eingriffes werden, um die Erzeugung von Nachkommen zu verhindern, wenn sie als unheilbar erklärt ist und aller Voraussicht nach nur erbdich belastete Nachkommen haben kann. Dieser medizinische Eingriff kann nur nach erfolgter Einwilligung des Sanitätsrates erfolgen. Dieser gibt seine Einwilligung nur nach einer Untersuchung und auf übereinstimmendes Gutachten zweier von ihm bezeichneter Ärzte.“ — Die ursprüngliche strengere Fassung des Gesetzes hatte die unbedingte Sterilisation (Unsuchtbarmachen) solcher Personen vorgezogen. Die angenommene Fassung mit der vorgesehenen Untersuchung durch zwei Vertrauensärzte gibt jedoch eine größere Bürgschaft gegen einen Mißbrauch des Gesetzes.

Der Blinde mit der Laterne

Ein Blinder ging spät abends auf der Straße. In der einen Hand trug er eine Laterne, in der andern einen Krug mit Milch. Ihm begegnete ein junger Mensch, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Du bist aber dummt, was hilfst dir die Laterne, wo du nicht Tag und Nacht unterirdischen kannst.“ Der Blinde antwortete ihm lachend: „Die Laterne trage ich nicht für mich, sondern für irgend einen Dummkopf, damit er nicht an mich anstoßt und meinen Krug zerbricht.“

Die findige Geschäftsfrau

Sie kennen doch Frau Lohrer, die am Marktplatz ihr Friseurgeschäft hat?

Ja!

Nun hören Sie: Die hat man gestern verhaftet wegen Betrugs! Sie hat Fertige durch die Wäscherolle gebracht und sie als Hundert verkauft.

Der Vorwurf. Erregt stand der Inhaber des Kaffees vor einem Schottens: „Was denken Sie sich denn eigentlich? Sie kommen hierher, lassen sich ein Glas Wasser bringen, trinken es aus und gehen in aller Eile wieder hinaus!“

Schotte: „Na, haben Sie etwa erwartet, daß ich hinauswankte?“

Das kleinere Fabel. Warum singt denn deine Frau nicht ein bißchen wenn das Baby schläft? — Sie tat es früher, aber die Nachbarn sagten, es wäre ihnen viel lieber, wenn sie das Baby weinen hörten.

In Nürnberg um das Jahr 1300, und im Jahre 1365 gab es nach der Chronik bereits ein regelrechtes Nadelgewerbe, und im Jahre 1452 wird auch schon die Nadelgasse erwähnt, wo beinahe die Nadelmacher ihren Sitz hatten. Auch Augsburg war bekannt durch seine Nadelmachersunft."

Wozu machte man denn damals die Nadeln?"

Aus zugespitztem Eisendraht, den man im Feuer erhärtete. Das Ohr entstand dadurch, daß man das Ende jeder Nadel auf dem Amboß übereinanderstöpfte, aber so, daß eine kleine Öffnung blieb, ein Schlitz also, das war das Ohr."

Aber Stahlnadeln kannte man damals noch nicht?" fragte die Stednadel.

Im 1530 kamen die ersten Stahlnadeln auf. Das Erfinden erreichte man durch ein besonderes Verfahren, das man Zementieren nannte. Alles war Handarbeit, jede Nadel entstand einzeln und dementsprechend war der Preis ziemlich hoch, und um 1500 schenkte die Stadt Ulm dem Kaiser ein Schoß Nadeln, was den Stadtschatz mit zehn Silbergulden belastete."

So ist die maschinemäßige Herstellung von Nadeln wohl erst eine Erfindung der neuesten Zeit?" rief die Schere.

O nein! In Italien lebte ein Unterfalgente, das uns in der Hauptstadt als Maler bekannt ist: Leonardo da Vinci. Aber dieser große Künstler beschäftigte sich auch mit allerhand Erfindungen, und im Jahre 1496 entwarf Leonardo eine Zeichnung, die die maschinelle Herstellung der Nadel darstellt, und zwar sollten nach dieser Maschine in der Stunde 400 Nadeln fertiggestellt werden können, für die damalige Zeit eine ganz ausserordentliche Leistung."

Aus alten Zeichnungen und von alten Bildwerken großer Künstler kann man wohl überschaut viel erfahren, wie es früher in der Welt zugegangen ist?" fragte das Trennmesser.

O ja! Es gibt ein Bild von dem Maler Dürer aus dem Jahre 1505, das die Werkstatt eines Nadelmachers darstellt."

Jetzt möchte sich die Stednadel ein: Wir wurden früher Hefel genannt und der bekannte Schuhmacher und Poet Hans Sachs schrieb in seinem Buche über die nürnberg'schen Städte im Jahre 1568, man müsse die „Hefelmacher“ von den „Nadlern“ trennen, denn die Hefelmacher fabrizierten lediglich Stednadeln aus Weisendraht, während die Nadler Nadeln aus Eisendraht mit Ohr und Spitze herstellten."

Auch Stednadeln herzustellen wird keine große Kunst gewesen sein!" lachte die Stednadel etwas höhnisch und verächtlich.

Da irrst du aber gewaltig, meine Verehrte! Das Aufsetzen des Kopfes auf jede Stednadel war ein kleines Meisterstück für sich für die damaligen Zeiten. Der Stednadelkopf nämlich wurde durch zwei schraubensartige Drahtwindungen ge-

Nie wieder Krieg!

Reisebilder aus dem Kriegsgebiet

Der heute durch die flandrischen Dünen wandert, von Blankenberge nach Bebrügge und Anker am Meer, oder den andern Weg nach Ostende, Widdelerte und Bombardage, der steht auf dem Krieg in jeder Minute. Denn überall, an der ganzen Küste entlang, in Abständen von 200 Metern stehen noch die schweren Betonklöppe, in denen vier Jahre lang die vom Tode gehegten Soldaten Schutz suchten vor den Granaten des Gegners. Manche dieser Unterstände sind nun bewohnt, in anderen halten jugendliche Militärvereine, die es heute in jedem Lande gibt, ihre Übungen ab, aber die meisten stehen leer. Dunkel grinsen die niederen Türöffnungen in den hellen Tag. Durch einen schmalen Spalt blüht das Meer. Und im Grafe der Dünen weht der Wind. Aber er weht die Frage nicht fort aus dem Hirn des Wachgerüttelten. Wie sieht es aus, dort, weiter im Lande, das Jahr um Jahr die Wut der Granaten durchwühlte?

Die Reisegesellschaften, die hier wie überall in der Nähe der ehemaligen Fronten ihre Niederlassungen haben, kommen dem, der diese Frage stellt, entgegen und täglich verlassen Duzende großer Wagen die Badeorte Flanderns, um Tausenden das Land zu zeigen, was das Blut von Millionen trank.

Aber die Männer, die in den Schlammtrümmern dieses ungeliebten Landes gelegen, die geglaubt haben, nie wieder würde der Boden, der so namenlos geschändete Boden wieder lebendige, beglückende Frucht tragen, können die Kräfte des Lebens nicht. Auf den Feldern dieses Landes wagt das Korn nie einzufruchtigen. Landleute binden den reifen Flach und das Heu düftet von den Wiesen. Da hat ein Bauer einen gefundenen Stahlhelm hoch auf einen Pfahl seiner Herdieme gesteckt, aber es ist ein Schwerg, den das Leben sich mit dem Tode erlaubt.

Noch stehen allerorten wie an der Küste die schweren Unterstände aus grauem Beton, aber die Trichter, die das Land zu einer Wundlandschaft machten, sind lange verweht und befät. Im Sande dieses Landes hielt sich die Spur der Verwüstung nicht lange. Und das Land ist nun fruchtbarer denn je.

Freundlich und sauber grühen die Dörfer, deren Namen eingegangen sind in das blutgeschriebene Buch der Geschichte. Vom Keller bis zum Dach sind sie neu und man kann einen ganzen Tag fahren und sieht keine zehn Häuser, die vor dem Kriege schon an ihrem Plage gestanden. Und es stehen viel Häuser an den Straßen. Mäurer bauen alte entwürfelte Steine künden freilich an, daß da noch ein Haus des Wiederaufbaus harret. Und mancher Bewohner des Landes erwartet seine Zeit in bürglich aus den Wellblechen verlassener Unterstände zusammengesetzter Notbauten. Aber die Biegelassen tauchen schon und Berge fertiger Steine leuchten rot. Ein Jahr noch und der letzte flandrische Bauer hat seine Heimat wieder.

Freilich, dieselbe Heimat ist es nicht mehr. Da und dort sieht man eine Stelle so wie sie war, als der Krieg sein Ende fand. So liegt bei Dignuiden noch, von beiden Seiten durch ein hohes Kreuz begrenzt, der Graben des Todes. Boyau de la mort nennen sie ihn hier. Er, den nie ein anderer als der Tod besetzt hielt, soll als Mal der Erinnerungen erhalten bleiben.

Dabei liegen zerlöcherter Eisen, eingestürzte Betonklöppe, erschlagene Mühlfeste, überwachsene Granattrichter, verrosteter Stacheldraht und zerstörte Maschinenteile in wirrem Durcheinander. Das war einmal die Mühle von Dignuiden. Nie wieder wird hier Wehl gemahlen werden. Diese Stätte des Todes wird nie wieder eine Stätte des Brotes. Durch die Kette der noch erhaltenen Stellungen wandern wir und bilden durch das Periscopegewehr, das der letzte Grabenposten an seinem Plage ließ. Doch nur eine festlich gekleidete Frau bewegt sich im Blickfeld des Zielfernrohres. Und statt der Granateneinlage, die einst den Posten umtosten, hören wir das Gebulde eines Orchesters. Im Orte ist Kirmes und die Eskamotiers warten auf fröhliche Gäste. Nicht auf den Tod. Und so ist es hier bei allem. Das Leben ist stärker als der Tod. Man kann ihn nicht danken. Er kommt und ist fürchtbar, aber wenn er geht, nimmt er auch die Tränen mit, die er ans Licht gerufen.

Wir kommen nach Ypern. Der Bahnhof ist klein und unauffällig, doch so, wie er einer Stadt, die keine 20 000 Einwohner hat, gebührt. Anlagen legen sich zwischen ihn und die Stadt. Im Grün eines Parkes ein geschlossener Zaun. Daneben zwei deutsche Hausbänke. Wie überall in diesen Orten. Und der Blick, dieses Bild schon gewohnt, gleitet weiter und fällt auf zwei hohe Hotels, die größer sind, als man sie in einer Stadt von noch nicht 20 000 Einwohnern erwartet. Aber sie sind besetzt, denn Ypern ist der Mittelpunkt Europas geworden. Hier war das Herz der Zerstörung und ist jetzt das Herz aller Fremdenströme, die Flandern besuchen. Zur Mittagszeit sammeln sich vor den beiden Hotels wohl fünfzig große Automobile und Autos, deren Insassen hier ihren Hunger stillen, um dann weiter zu fahren zum Markt. Hier stand einmal die schönste Luchshalle Europas. Nun ist nichts mehr da von ihr als eine Ruine. Um sie herum ein Geruch. Darauf stehen Männer in weißen Kitteln und hämmern an alten und neuen Steinen herum. Und drüber, wo das Hospital stand, leuchten hinter einem Gerüst goldgelbe Steine hervor. Schon fängt sich Bogen zu Bogen. Ein Turm jäh das Ganze krönen. Das Alte wird wieder entstehen in neuem Glanze. Und in den Herzen der Vorübergehenden regt sich jenes Gefühl der Freude, das immer im Menschen erwacht, wenn er sieht, daß vor seinen Augen Neues wird oder Altes wieder entstehen soll.

Und dann sind wir weiter und fahren zum Tor von Menin. Das ist neu und sieht aus wie der Arc de triomphe in Paris. Und die dieses tragen alle seine Wände Namen. Aber es sind nicht die Namen von sterblichen Schlachtern, sondern die Namen von 82 000 Engländern und einigen Zivilisten sind eingegraben in die Wände dieses Monuments, das erinnern soll an die vielen, die in den Kämpfen um Ypern gefallen sind und deren Grab niemand weiß. Und die hohen, überkuppelten Wände mit den endlosen Reihen schwarz angemalter Namen sehen aus wie ein Fahrplan. Aber es ist ein Fahrplan des Todes. Oder besser eine Seite aus seinem Hauptbuch.

Und das Hauptbuch hat viele Seiten. Und nicht alle Seiten sind mit englischen Namen beschriftet. Von den Friedhöfen der Deutschen sind freilich in diesem Lande nicht viele mehr zu finden. Die Reste der meisten hier Gefallenen wurden nach dem Kriege auf die großen Sammelfriedhöfe verlegt. Sie ruhen jetzt am Kemmelberg, der friedlich, als habe ihn nie das Blut Zehntausender geküßt, die Gegend überträgt. Hunderttausende wurden nach Arras geschafft, wo sie Tausend bei Laufend unter großen Steinen liegen. So die deutschen Friedhöfe bestehen bleiben, wie bei Fort Lapelle und Braat Bosch, zeigen sie starke Zeichen des Verfalls. Noch sind die im Kriege gelegten Holzkreuze nicht durch Steine ersetzt. Und was besonders auffällt und worauf die Führer, die täglich Laufende aus aller Welt hier durchfahren, immer wieder hinweisen, ist dies: Der Rang, der die Deutschen im Leben in Kommandierende und Gehorchende trennte, behielt seine Macht auch über die Toten. Fast immer liegen auf besonderen Friedhöfen die Offiziere und erst in einigem Abstand von ihnen liegen die Friedhöfe der Mannschaften.

Sehr gut gepflegt und durch ein hohes Steinkreuz immer als solche zu erkennen, sind die englischen Friedhöfe, von denen 80 in der Gegend um Ypern liegen. Auf jedem dieser Friedhöfe liegen unter weißen Steinen, die in langen Reihen auf dem gepflegten Rasen stehen, bis zu 15 000 englische Soldaten. Der schönste unter den englischen Friedhöfen ist der von St. Julien, auf dem 1800 von den 2000 Kanadiern liegen, die beim ersten deutschen Gasangriff in vier Minuten ihr Leben aushauchten. Ein hoher Obelisk, dessen Spitze in das Brustbild eines zur Erde blidenden Soldaten ausläuft, der in den Händen das gesenkte Gewehr hält, gibt diesem Friedhof seinen Charakter. Und wir sind still und ohne Worte stehen wir auf die Reihen junger Pappeln, die überall an Stelle der zerstörten Räume gepflanzt wurden, sehen entsteht auf die zer-

störten Reste des Douthulster Waldes, die nicht wieder grün werden wollen, und nehmen wie immer den Hut ab, wenn wir an einem neuen Friedhof vorüberkommen. Verwirrt sehen wir auf die endlosen Reihen weißer Steine und hören, daß jeder dieser Steine aus England kommt und daß die Firma, die sie liefert, bisher eine Million von diesen Steinen lieferte. Und auf jedem dieser Steine stehen die Worte: A Soldier of the Great War und der Name dessen, der darunter liegt, wenn man ihn weiß. Und wir hören weiter, daß der letzte dieser Steine noch nicht gesetzt ist; denn immer noch findet man beim Ausroden des Landes die Reste Gefallener, die dann auf den Friedhöfen befristet werden.

So kommen wir zur Höhe 60 am Billebecker See. Wir steigen aus unsern Wagen, werfen einen Blick in die No mans Land Canteen, gehen weiter an kleinen Häuschen vorbei, an kleinen Gärten. Ein Juwelier sitzt am Wege, eine Frau mit ihrem Kinde. Beide verlangen sie Souvenirs. Wir geben weiter und plötzlich stehen wir vor einem Denkmal. Daneben sind drei oder vier tiefe Gräber und in jedem dieser Gräber steht ein Mann und gräbt sich tiefer noch in den Lehnt hinein. Verfaulendes Holz kommt ans Licht und Souvenirs. Andenken an den Krieg. Manchmal fördern diese Männer auch ein Skelett zutage. Das schaffen sie auf einen der englischen Friedhöfe, wo es begraben wird und sie bekommen 20 Franken für das Stück. Aber die anderen Sachen, die sie finden, sind ebenso lohnend, denn jeder, der hierher kommt, kauft eine Erinnerung an die Höhe 60, die am 6. Juni 1917 mit einer ganzen deutschen Division in die Luft gesprengt wurde. Und so liegt denn alles hier zum Verkauf, was nur in einem Massengrab gefunden werden kann. Schöne gepuzte Patronenhülsen und was sich aus ihnen herstellen läßt. Aber auch solche Hülsen und Rahmen liegen da, die vor unsern Augen ausgegraben, noch beschmutzt sind von dem Lehnt, der zehn Jahre ihr Bett war. Koppelschlösser liegen da,

Tor von Menin

(Opem)

Aus welchem Sandstein hochgetürmt und schwer gefügt — unumschlich wie die Opfer sind die Mägel — steht breit das Monument auf einem Boden todburchpflügt, an jener grauenvollen, jahrelang beschossenen Straße, die hinter Ypern hin zum Meere führt.

Zahllose Regimenter, Menschen vieler Völker, todgeweiht erduldeten durch fünfzig Monde alle Nöte: [seit Hochsommerhitze, Regenstürze, Schnee und Überschwemmungsdurch Nacht und Tag, von Sonnenaufgang bis zur Abendröte und zur tiefsten Mitternacht: den Sieg des Todes.

Sein Denkmal steht gewaltig, schattend, prahlend groß, ein aufgebällertes Buch, auf dessen Seiten in Stein geschrieben 33000 Namen, die an dieser Stelle traf das Todeslos, die blutend, altgasdröschend, sterbend hier geliebten: Männer aus England, Wales und U.S.A.

Man steht gesentten Hauptes und liest die Namen: [Söhne, dies war ihr Feld!... Es waren Menschen, Väter, Brüder, die ihren Herzschlag liebten so wie du und nur gezeugten tamen in die Hölle splitternder Granaten, aufblühender Erdfontänen — und jeder wollte leben, keiner sterben! Dreihunderttausend. aus Osnenburg

Gott mit uns ist noch darauf zu lesen. Taschenrechner ohne Zeiger und Handgranaten. Deutsche Fünfpennigstücke und Groschen. Markstücke und Uniformknöpfe. Helmbeschläge liegen neben Wehwasserbecken, Taschenlampen neben verbeulten Helmen, Wölfel und Taschenmesser neben Seitengewehren, die für drei Franken das Stück zu haben sind. Dann liegen noch Platterminen und Schrapnellkugeln auf der Erde und alle Sorten Rangabzeichen. Schon geordnet nach Größe und Metall. Und die Engländerinnen und Franzosen und all die andern, die mit uns sind, kaufen sich ein Andenken an die Höhe 60. Ein Stück aus dem Massengrab. Und wie wir heimfahren, dunkelt es schon und die Schatten der Bäume stehen schwarz an allen Wagen und rufen die Vergangenheit. Und im Knattern der Wagen und Scheinwerferlicht der nahen Leuchttürme steigt sie heraus und es ist wie damals, als wir zuerst in dieses Land kamen und keiner von uns wußte, ob er es jemals verlassen würde, und dann denke ich wieder an all diese Dinge, die nichts sind als Gerümpel in den Augen gleichgültiger Menschen, die aber geweilt sind durch den Ort, an dem sie begraben lagen, und schmerzhaft ist der Gedanke an die Menschen, die sich nicht scheuen, all diese Dinge ins Licht zu holen, ins Licht einer Zeit, die zu gemütsüchtig ist, als daß sie den Toten das Recht auf den Boden anerkennt, der ihr Blut und ihre Jugend trank.

Aber es ist wohl, weil sie nicht ruhen dürfen da unten, die Opfer jener grausigen Zeit, daß sie mahnen sollen immer und immer und uns lehren auf die Zeichen achten, die ihn wieder auflodern lassen, den Brand, wenn wir nicht wachsam den Frieden hüten und die Zeichen der Zeit verstehen. Erich Grisar.

Rolandsbogen zwischen Tag und Nacht

Rotweinslutende Rheinromantik wird offenbar, wenn man um diese Jahreszeit abends am Rhein und oben neben altem Gemäuer beim Wirt zum Rolandsbogen in der länglichen, hölzernen Wirtsstube sitzt. Man muß aber über die beinahe unterirdische Ruhe verfügen, das über jedwede irdische Mäglichkeit (manchmal auch bellikal) hinauswandelnde Leben und Ergötzen der bunt zusammengesetzten Gäste wenigstens mit einigermaßen gediegener Serubbarmkeit hinnehmen zu können als das, was es ist: Trunkenheit, sentimentale, alkoholische und erotische. Ein gutgemachter Gebbeutel muß dabei sein und eine gehörige Portion Bereitschaft, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Was noch fehlt, der Durst, kommt durch Sonnenhitze, Bergsteigen und Gläserklang bald hinzu.

Der so die süchtigen Sonntags- und Urlaubsgäste, diese emigen Stadtmenschen sieht, die überallhin ihre Atmosphäre überflüssiger Nervosität tragen, vollgepropp mit der unentrinnbaren Eile des Viertelstundendämons einer Zeit, die an den Berghängen liegen oder oben auf dem Kobberberg spazieren gehen, den Berg hinaufsteigen, dem erschauen sich Geheimnisse der Romantik. Wandelbar, wie die Zeit...

In den Feuertanten des Rolandsbogens spielt der Abendwind. An allen Eden stehen gezuckte Objektivs und trinken, was die Photoplatte hält. Man fotografiert sich gegenseitig und kreuzweise. Stellt sich am Rolandsbogen in Positur, wenn es sich machen läßt, mit einem vollen Glas in der leuchtigen Hand, und knipst das dann, damit sich durch eine Photographie alles überzeuge: man war da — beim Wirt zum Rolandsbogen, dem vielbesungenen... Und schließlich haben sie selbst auch ein Andenken an ihren Besuch dort oben.

Das alles sieht man durchs Fenster. Eine kleine Rheindampferkapelle spielt das wehmütig ichöne Lied eines Menschen, der von jenseitigen kam zu Bafe, Ringelstöchen und Mond. Man hört, daß mitgelungen wird. Besonders abends hört sich das appetitlich an. Der Drachenfels leuchtet glühendrot auf im Sonnenuntergang,

der Petersberg und alle die anderen Berge des Siebengebirges. Purpurflammend ist dieser letzte Abglanz der Sonne. Aber dann — grau senkt sich die Nacht auf die Nebenerge nieder, grau steigt auch der Nebel, vom Vater Rhein in die Nacht geboren, die Berge hinauf. Die Sterne sinken. Gläser klingen und spitzeln. Es wird gestrunzt und geknirscht. Hört man länger zu, verdammt, man findet so sachte Gefallen daran, sich mal ein Paar vorzuknipsen und sie nebenbei grünlich zu vertohlen.

Doch bis dahin ist man schon wieder abgelenkt. Denn da ist die Kellnerin mit wirklichen Ringelstöchen (natürlich vom Feiler gebohrt), die den Wein eingießt, nur immer eingießt und wieder eingießt. Bis die Flasche zum Zerpringen leer ist. Dann bringt sie eine neue.

Und da sind die jungen (und die älteren) Herren. Die trinken mit rheinischen und anderen Mädchen auf Du und Du. Der vielen Mädchen Ringelstöchen läuten dann: bumm bumm. Und wenn es erst später ist: komm komm!

Aber der Wirt zum Rolandsbogen beherbergt auch andere Gäste. Wenn die am Freilichtbühnenmal vorbeikommen, singen sie nicht nur: O Lieb, so lang du lieben kannst und gehen dann weiter, sondern sie sprechen ernsthaft vor sich hin, daß Weizen ein abgenutzt Geschäft ist. Sie sitzen ergötzen zu Füßen des großen Freiheitskämpfers auf den Bänken und lesen in seinem bronzernen Gesicht aus der Sturmgzeit der 48er Jahre, die auch den Rolandsbogen umbrachte. Das sind die Arbeitsmenschen, die die Dämmer schwingen. Ihnen mögen, die Nachen trommen ziehen, die Wolle, Berg und Flach weben, die mit Schabel und mit Hrn hungern pflügen...

Oben in der Wirtsstube liegen währenddem trumtrome Raffe nach dem Balsam dieses Lebens. Und die Kellnerinnen rennen so stolzest zwischen Buditer und Gästen hin und her, als seien ihre Beize nicht so zusammen, wie jenen, die so viel davon schreiben und erzählen. Dem Kruschigen rings umher sehen sie mit ausgebildetem Frauenlächeln zu. Es stört sie weiter nicht. Sie haben in ihrem Herzen die Erfahrung, daß ihre Arbeitstage nicht dadurch beglückt und von Freude durchströmt werden. Nicht die kurzen Abendstunden machen das Leben aus.

Es kostet Anstrengung, im Wirtstraum bei völliger Dunkelheit aus der einen Ecke in die andere zu sehen; es ist janzelig trübe. Elektrische Schellenköpfe hängen man zwar an den Wänden, aber vergebens sucht man elektrische Beleuchtung. Für Licht sorgt lediglich eine emige Petroleumlampe. Ein atmosphärisches Gestell. Das riecht förmlich nach vergangenen Zeiten, unmitelbar die Nasen mit den Sagen dahingeflossener Jahre. Und mit tiefem Behagen wird alles eingeschürft, als — eben wieder das, was es ist: rottweinblutende Rheinromantik.

Über man denkt, wie ein Mädchen aus Berlin sagter Det ist mal wat anderet... Heinrich Gausgen

Begegnung

Kotoleff war Arbeiter. Ganz schlicht nur Arbeiter. Er litt darunter wie unter schwerer seelischer Bedrückung. Seine Sehnsüchte waren nicht die der arbeitenden Klasse, ungebändigter, stets wacher Energie ließ ihn die „Masse“ verabscheuen. Sein Weg lief durch das Dunkel eintöniger Tage, deren Licht schrankenloser Egoismus war. Start wie sein Haß war sein Wille zum Aufstieg. In die Dunkelstammer von Kotoleffs Gehirn drang nicht das Mindeste, das mit dem dreimal verruchten Sozialismus in Verbindung stehen konnte. Sein Gehirn war eine freijende Welt, in der das Wort „Meister“ Sonne war. Kotoleff liebte dieses Wort. Er hing daran mit der Wunschgläubigkeit eines kleinen Kindes. Errichtete in einsamen grüblerischen Stunden seinem Gott einen goldenen Altar. War die Wirklichkeit seinem Ideal auch weit entrückt, so griff er doch stets mit einer unnahabullischen, den ganzen Menschen unterwerfenden Gebärde an die Dinge, wenn der Meister morgens wie ein Erlumpulator durch die Werkstatt schritt. Kotoleff forderte nicht, nicht einmal Wünsche oder Bitten hatte er. Für ihn gab es nur eins: Das Wohl des Betriebes (woran man sieht, daß Kotoleff kein Egoist war). Man wurde aufmerksam auf ihn während des letzten großen Streiks. Wenige waren zurückgeblieben, unter ihnen auch Kotoleff. Als der Direktor einen Rundgang durch den verlassenen Betrieb machte, sah er auch Kotoleff stehen. Er schritt auf ihn zu und — Kotoleff drohte in die Erde zu sinken vor Glück — reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand und hielt sie, beinahe hätte er sie geküßt. Sie schien ihm die goldene Sprosse an der Leiter seines Aufstiegs...

An diesem Abend war Kotoleff zeitlos glücklich. Tage später. Kotoleff frühmüde. Er las auf dem fettigen Papier. Sah auf eine Stelle, wurde rot, preschte die Zeitung zusammen, faltete sie wieder auseinander, wollte sie fortwerfen, doch ein fürchtbarer Zwang ließ ihn weiterlesen. Er war erschüttert, zitterte, war wie ein Kranker und starrte ununterbrochen auf die schwarze Stelle:

„Letzte Briefe Saccos und Vanzettis“

Die Worte wühlten in seinem Innern, ließen ihn nicht mehr los, unbarmerzig peitschten die Gedanken. Kotoleff trat in der eifigen Atmosphäre der Fabrik. Ein Zittern lief durch seinen Körper, das Zittern eines Menschen.

Am Nachmittag dieses gleichen Tages wurde Kotoleff zum Direktor befohlen. Schwer schleppte er sich über die Stufen des Portals, atmete die Luft der schweigenden Räume und war entsetzt. Er wartete eine Viertel, eine halbe Stunde, endlich kam der Direktor. Er ersah Kotoleff wie eine eiserne Säule, in der die Augen das einzig Lebendige waren.

Kotoleff, Sie werden Meister in der Abteilung 1 D. Wir brauchen einen treuen, dem Wert ergebenden Menschen und wissen... Weiter kam der Direktor nicht, denn durch die schwerliche Stille klang das verächtliche Lachen Kotoleffs...

An diesem Tage nahm die Gemeinschaft des kämpfenden Proletariats Besitz von der Seele Kotoleffs. Er erwachte zum „Menschlein“ und wurde Kämpfer, Kämpfer in der großen Armee „Proletariat“. Feing Sande.

Diebstahl aus Langeweile

Mit dem Begriff des privaten Eigentums hat die bürgerliche Gesellschaft zugleich auch die Notwendigkeit seines Schutzes erfunden. Einig war der Galgen das Los der Diebe. Heute ist man humaner und steckt sie ins Gefängnis.

Es muß also wirklich eine zentrale Voraussetzung der göttlichsten aller Werten sein, unser Privateigentum. In der Tat hastet die Vorstellung davon so fest in allen Gemütern, daß gewöhnlich nur der Hunger zum Verstoß dagegen treibt.

Aber die Welt ist rund und alles auf ihr auch von der anderen Seite zu erreichen.

In Neujahr standen kürzlich fünf Damen der besten Gesellschaft vor Gericht. Sie hatten weder Mangel noch je Hunger gelitten und stets imollen geseffen. Sämtlich kam es ihnen zum Halbe heraus und sie sann auf ungewöhnliche Zerstreuung. Sie suchten sie einmal von der anderen Seite, glügen in ein Kaufhaus und kauften nicht, wie sonst gewohnt, sondern — stahlen, was ihnen im Auge fiel!

Natürlich wurden sie dabei ertwischt. Jedes Lun braucht eben Praxis, die eine Sicherheit der Ausführung gewährleistet. Und vor Gericht hatten sie als angeklagte Raubdiebinnen Pech: es glaubte ihnen die Langeweile wohlgebeten Lebens nicht und verurteilte sie zur Sühne ihrer merkwürdigen Unterhaltung zu je einer Woche Gefängnis.

Streichlich waren es die ersten Tönnen der Verzweiflung, die sie je in ihrem Leben verloren, als sie verhaftet und zur Strafverbüßung abgeführt wurden...

Rebenbei: herrlich diese Ordnung, die viele aus Entbehrung und Not, manche aber aus Überfüllung an ihren Genüssen zu dem treibt, was sie als Verbrechen verfolgen muß. Verfolgen muß, um sich nicht selbst zu verneinen. ...



Verbandsleben



Der Lohnarbeitsvertrag in Berlin

Seit dem Juli 1924 bestand für die Berliner Metallindustrie und zwar für die Betriebe, die organisatorisch im Verband Berliner Metallindustrieller zusammengeschlossen sind, ein Lohnarbeitsvertrag nicht mehr. Der damalige Tarif wurde auf allgemeinen Wunsch nicht mehr erneuert. Die Befürworter des tariflosen Zustandes vertraten die Auffassung, daß es ohne Tarif eher möglich sein werde, die Löhne zu erhöhen. Diese Annahme ging indessen nicht in Erfüllung. Seit dem Jahre 1928 versuchte nun die Ortsverwaltung in Berlin, für die gesamten Arbeiter einen Lohnarbeitsvertrag zu schaffen. Dies scheiterte jedoch immer wieder an dem hartnäckigen Widerstand der Unternehmer. Im September 1927 wurden erneut Verhandlungen geführt. Hierbei boten die Unternehmer einen Spitzenlohn von 81 % der Stunde. Die Verhandlungen wurden damals nicht weiter getrieben, sind aber im Mai 1928 erneut aufgenommen worden. Sie gestalteten sich äußerst schwierig. In freier Verhandlung waren die Unternehmer überhaupt nicht bereit, ein Zugeständnis zu machen. So sahen sich die Funktionäre und die Ortsverwaltung gezwungen, den Schlichter von Groß-Berlin anzurufen. In den tagelang vor dem Schlichter geführten Verhandlungen wurde über verschiedene Punkte eine Einigung erzielt.

Über die noch strittigen Punkte wurde dann insgesamt am 6. Juli folgender Schiedsspruch gefällt:

Lohnarbeitsvertrag

I. Allgemeine Bestimmungen

Für die Entlohnung der Arbeitnehmer gelten Mindestlohntafeln, die im Lohnabkommen (B) vereinbart werden. Die Mindestlohntafeln der Arbeiterinnen betragen 70 vH der für die Arbeiter vereinbarten.

1. Die Mindestlohntafeln richten sich nach der Art der verrichteten Arbeiten. Diese werden unterschieden nach Facharbeiten, angelernten Arbeiten, sonstigen Arbeiten.

Facharbeiten sind solche, zu deren Verrichtung normalerweise eine Ausbildung in einem Facharbeiterberuf in vier- oder mindestens dreijähriger Lehrzeit erforderlich ist, die dem Arbeiter die Fähigkeit gegeben hat, Arbeiten seines Berufes selbständig und fachgemäß nach Zeichnung oder Muster auszuführen. Die Arbeiten werden demnach in der Regel von in ordnungsgemäßer Lehrzeit ausgebildeten Facharbeitern verrichtet, in Ausnahmefällen von solchen Arbeitern, die in langjähriger Werkstatt-Tätigkeit dieselben vielfältigen Fertigkeiten erworben haben.

Angelernte Tätigkeiten sind solche, deren Ausführung eine planmäßige Anlernung erfordert. Sonstige Arbeiten sind solche, die nach kurzen Anweisungen ausgeführt werden, auch wenn es sich um wechselnde Arbeiten handelt.

2. Die hiernach unterschiedenen Arbeiten werden wie folgt in Klassen eingeteilt:

- Klasse A: Hochqualifizierte Facharbeiten.
 - Klasse B: Normale Facharbeiten.
 - Klasse C: Einjährige Facharbeiten und angelernte Tätigkeiten.
 - Klasse D: Einjährige angelernte Tätigkeiten und sonstige Arbeiten.
- Für jede dieser Klassen wird ein Mindestlohn festgelegt.

II. Berufsgruppen und Klasseneinteilung

Gemäß den unter A 11 aufgestellten Grundregeln werden die Arbeiten auf vier Lohnklassen verteilt. Die Einteilung ist unter anschließlicher Bewertung der tatsächlich zu verrichtenden Arbeit erfolgt. Die Ausbildung des die betreffende Arbeit verrichtenden Arbeiters ist auf die Einteilung ohne Einfluß. Die Einordnung des einzelnen Arbeiters erfolgt nach der normalen Tätigkeit. Vorübergehende Beschäftigung mit geringwertigen Arbeiten darf nicht zu einer für die tiefere Lohnklasse maßgebenden Bewertung führen.

Falls innerhalb der Berliner Metallindustrie noch Arbeiten vorzukommen, die in nachstehender Gruppeneinteilung nicht aufgenommen sind, verpflichten sich die Vertragsparteien, eine nachträgliche Einordnung in die Klasseneinteilung vorzunehmen.

Das Berufsgruppenverzeichnis mit den 44 Berufsgruppen des Tarifvertrages vom 4. Mai 1921 sowie der Anlage A - Arbeiten in der Glühlampenindustrie - wird unter Berücksichtigung der nachstehenden Anmerkung wieder in Kraft gesetzt.

Anmerkung: Für die Einteilung der Arbeiten in die vier Lohnklassen gelten folgende Grundregeln:

- a) In Lohnklasse A - hochqualifizierte Facharbeiten - kommen die Arbeiten der früheren Lohnklasse I des Tarifvertrages vom 4. Mai 1921.
- b) In Lohnklasse B - normale Facharbeiten - kommen die Arbeiten der früheren Klasse II.
- c) In Lohnklasse C - einjährige Facharbeiten und angelernte Tätigkeiten - sollen die Arbeiten der früheren Klasse III eingereicht werden sowie die Arbeiten in der Glühlampenindustrie der Gruppe L.
- d) In Lohnklasse D - einjährige angelernte Tätigkeiten und sonstige Arbeiten - die in den früheren Klassen IV und V angeführten Arbeiten sowie die Arbeiten in der Glühlampenindustrie der Gruppe II.

B. 23 hne. I. a) Arbeiter.

1. Arbeiter über 21 Jahre:

Lohnklasse A Mindestlohn	1,06
B	0,95
C	0,85
D	0,80

2. Arbeiter von 16 - 21 Jahren:

Lohnklasse A Mindestlohn	0,90
B	0,81
C	0,72
D	0,68

3. Jugendarbeiter unter 16 Jahren:

14-15 Jahre Mindestlohn	0,51
16-17	0,53
18-17	0,45
17-18	0,53

b) Arbeiterinnen, Jugendarbeiterinnen:

14-15 Jahre Mindestlohn	0,51
16-18	0,5
18-17	0,42
17-18	0,48

II. Die Festlegung der Abschläge hat demnach zu erfolgen, daß einem Arbeitnehmer durchschnittlicher Leistungsfähigkeit unter normalen Bedingungen die Möglichkeit gegeben wird, einen Durchschnittslohn zu erzielen, der 15 vH über dem Mindestlohn der Lohnklasse liegt, die in die ausführende Arbeit gehört.

III. Unter der Voraussetzung, daß der vorliegende Schiedsspruch zum Vertrag wird, ist in Abschnitt IX des Lohnarbeitsvertrages die Differenz zu streichen.

IV. Dieser Vertrag tritt am 30. Juli in Kraft und kann einmündig mit einer Frist von vier Wochen zum Ende der letzten Lohnwoche im Monat April 1929 gekündigt werden. Wird er nicht gekündigt, so läuft der Vertrag mit der gleichen Kündigungsfrist auf je 12 Wochen weiter.

Die Vertragsparteien sind sich darüber einig, daß nicht beabsichtigt ist, durch die Schaffung eines neuen Lohnarbeitsvertrages einen Abbau von Verdiensten vorzunehmen.

Erklärungsfrist für die Parteien 19. Juli 1928.

Durch diesen Schiedsspruch sind zwar die Wünsche und Forderungen, die die Kollegen aufgestellt hatten, nicht ganz erfüllt. Es ist als Mindestlohn für die Klasse A 1,06 M die Stunde bestimmt worden. Gleichzeitig wurde durch diesen Schiedsspruch festgelegt, daß im Accord über den Mindestlohn mindestens 15 vH verdient werden muß. Weiter wurde der Verdienst der Frauen grundsätzlich festgelegt. Die Arbeiterinnen erhalten 70 vH der Löhne der Männer in der Klasse, in der ihre Arbeiten eingereicht sind, und auch bei der Frauenarbeit gilt als Mindestlohn der Verdienst im Accord 15 vH.

Auf Grund des Schiedspruches sollen die Arbeiter nach dem Berufsgruppenverzeichnis vom 4. Mai 1921 eingereicht werden. Als Beispiel seien einige Arbeitergruppen angeführt, deren Arbeit nach der Klasse 1 bezahlt wird:

Alle Formarbeit mit Ausnahme der in Klasse 2 erwähnten. In Lohnklasse 2, Klein- und Bank-Formarbeit, Sternarbeit, die bei der Eigenart des Stückes ganz besondere Fähigkeiten bedingt. Bei den Schmieden werden eingereicht in die Klasse 1 Schirmermeister und andere selbständig am Feuer geleistete Schmiedearbeit mit Ausnahme der Verriebs-, Werkzeug- und Reparaturarbeiten, sowie Schirmerarbeiten an Maschinen, nicht über 500 Tonnen, Gießereiarbeit beim Sandgießen.

Klempnerei, Klasse 1, Anlernen Klempnerei auf Badewannen, Badeapparate, Rahmenklempnerei und Einbauarbeiten in Kühlmaschinen. Klempnerei im Flugzeugbau, Sotelararbeiten, Klempnerei mit Sauerstoffgebläse, Klempnerei auf Benzin- und Tanks für Großautos, Klempnerei im Autobau.

Eisendreher, Klasse 1, Präzisions- und Großdreharbeiten im Werkzeug-, Maschinen- und Apparatebau. Gewindefabrikation, sofern sie von Drehern ausgeführt werden, die alle vorkommenden Arbeiten beherrschen.

Schlosserei nach Klasse 1, Montage, selbständig ausgeführte Schlosserei und gleichwertige Vorzeigarbeiten an Werkzeugmaschinen, Explosionsmotoren aller Art, zum Beispiel Automobil- und Flugzeugmotoren, Turbinen-, Pumpen-, Zeitungs- und Spezialmaschinen einjährig am Amaturenschloßarbeiten und Spezialmaschinen gleichwertiger Gattungen. Zusammenbauarbeiten an elektrotechnischen Maschinen der Einzel-fabrikation, wenn deren Größe und Eigenart besondere Fähigkeiten bedingt. Kolonnenführung und selbständige Montage im Automobilbau. Werkzeugschloßerei, Potentialschloßerei im Viehtrieb und andere oben angeführten Montage-schloßerei und Vorzeigarbeiten.

Für Werkzeugmacher, Werkzeugschmitt, Vorrichtung- und Schrauberei.

Das ist ein kurzer Auszug aus dem Tarifvertrag vom 4. Mai 1921, auf dessen Grundlage die Arbeiter eingereicht worden sind.

Wenn auch nicht alle Wünsche und Forderungen erfüllt sind, so ist aber doch anstelle der Ungewißheit wieder eine feste Grundlage getreten und der Weg ist nun frei, in den Betrieben geordnete Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu schaffen und später auf den Mindestlohn weiterzubauen. Natürlich kann nicht in einem Tarifvertrag alles bis auf das Tipfelchen über dem i geregelt sein. An unseren Kolleginnen und Kollegen wird es liegen, an Hand des Schiedspruches das denkbare Mögliche herauszuholen.

Den größten Vorteil von diesem Schiedsspruch haben ohne Zweifel die Arbeiter der früheren Lohnklasse 2, 3 und 4 und die Arbeiterinnen. An sie geht aber nun auch die Mahnung, wenn das Ertragnis ausgebaut werden soll, immer daran zu denken, daß ohne die Organisation solche Löhne nicht erreicht werden können. Und wenn diese Löhne weiter verbessert werden sollen, es nur geüben kann, wenn die Arbeiter sich zahlreich in ihren Gewerkschaften zusammenfinden.

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Boizenburg (Bezirk Hamburg). Durch einen Schiedsspruch wurde eine Lohnerhöhung für die Bergarbeiter von durchschnittlich 4 bis 6 % erreicht. Der Spitzenlohn beträgt 1,4 M für die Stunde. Giltig bis zum 31. März 1929.

Wünsche - Gladbach (Bezirk Köln). Durch Vereinbarung ist der bisherige Lohn im Durchschnitt um 9,6 vH für die Arbeiter und Arbeiterinnen in der Metallindustrie erhöht worden. Der Spitzenlohn ist auf 80 % für die Stunde festgelegt; der Abschlagslohn auf 25 bis 35 vH. Giltig bis zum 1. September 1929. (H. v. D. v. Dillreid). Es wurde eine Erhöhung des bisherigen Stundenlohnes um 6 % erzielt. Der Spitzenlohn beträgt 70 %. Die Arbeiter für Pappel- und Walzwerkarbeiter wurde in nennenswerter Weise vergrößert.

Die gewerkschaftliche Heimstätte in Hamburg

Jeder Fremde, der nach Hamburg kommt, hat die Möglichkeit, billig und gut in der Heimstätte des DGB zu übernachten. Im Leben der Handwerker, die es früher als ihre Pflicht anjahen, auf die Heimstätte zu gehen, wie sie es für andere eine große Rolle. Das hat sich in der Nachkriegszeit grundlegend geändert. Die Vermögensverhältnisse und die damit verbundene Einschränkung der Freizügigkeit der Arbeiter, die Wohnungsnot und andere Ursachen legten die Heimstätte vollkommen lahm. Deshalb wurde in Hamburg die Heimstätte des Gewerkschaftshauses stillgelegt. Um aber trotzdem gute Unternehmungskonzepte für die nach Hamburg kommenden Arbeiter und Angehörigen und darüber noch einen billigen und guten Hotelbetrieb zu schaffen, wurde ein fünfstöckiger Bau in nennenswerter Nähe des alten Hamburger Gewerkschaftshauses am Anger errichtet. Das Haus ist bequemer, besser ausgestattet, die Zimmer sind hell und freundlich, der Zimmerpreis ist sehr gering und deckt nur die Selbstkosten. Dies ist möglich, weil der Staat Hamburg zu einem sehr günstigen Zinsfuß zur Verfügung stellt.

Jeder Besucher Hamburgs, der in der Heimstätte des DGB übernachtet, wird des Lobes über diesen Betrieb voll sein. Da der diesjährige Gewerkschaftstest in Hamburg liegt, werden die Gewerkschaften ganz Deutschlands Gelegenheit haben, die Heimstätte kennenzulernen. Wir sind überzeugt davon, daß dieses Haus mit dazu beitragen wird, das Andenken an den Kaiserhof in Hamburg anlässlich der großen Gewerkschaftstestung für immer wegzuhalten.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphische Adresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: C.-N. 628 41, 628 42, 628 43

Mit Sonntag dem 29. Juli ist der 31. Wochenbeleg für die Zeit vom 29. Juli bis 4. August 1928 fertig.

Häufig werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch zuständige Ortsverwaltung finden können. Meistens ist diesen Anfragen ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht beigefügt, unbedingt erforderlich ist, wenn auf eine Beantwortung gerechnet wird. Die Mitglieder sollten sich stets zunächst an die Ortsverwaltung wenden.

Angehören und an den Vorstand unter Hinweis auf die Bekanntmachung einzuweisen ist das Mitgliedsbuch Nr. 6, 1926 lautend auf den Schlosser Julius Panjermann, geb. am 27. Juli 1900 zu Stade, eingetretten am 6. Dezember 1925 in Bergedorf. (Bergedorf)

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:
Auf Antrag der Verwaltungsstelle Chemnitz:
Der Schlosser Willy Hofmann, geb. am 17. Oktober 1908 Gelsenau bei Chemnitz, Buch Nr. 4, 118803, wegen Streikbruch.

Stuttgart, Adickstraße 16. Der Verbandsvorstand

Zur Beachtung! • Suzug ist fernzubalten

von Klempnern und Installateuren nach Hamburg-Altona nach Holland St.

S = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streit in Sitz St. = Streit; M = Maßregelung; W = Währungs; A = Auslieferung.

Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Ortsverwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht werden und ausreichend begründet sein.

Arbeitsuchende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Stellung gelehrt ist, Erledigung bei der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, beim Vorstand einzuhaken. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, der das Mitglied zugeht, zum Ausweis der Mitgliedschaft abzugeben zu lassen.

Schriftenhan

(Für Bestellung der angelegten oder besprochenen Werke wende man sich nicht an uns, sondern nur an den bei jedem Werk angegebenen Verlag oder an eine Buchhandlung.)

„Wie baue ich mir selbst?“ Band 235 „Reparaturgeräte für Radiocompagnasapparate“ mit 18 Abbildungen und Schaltungsplänen von Dipl.-Ing. Prof. A. Riemenhneider. Preis 0,30 M. Hermann Beyer-Verlag, Leipzig 6. 1. Als einziger Nachteil des Radiocompagnas mittels Lampenapparats dürfte wohl das sich von Zeit zu Zeit notwendig machende immerhin kostspielige Erneuern oder Auslösen der Elemente gelten. In vorliegendem Bande wird gezeigt, wie man seinen Lampenapparat unter Zuhilfenahme eines selbst zu bauenden Reparaturgeräts an die Wechselstromleitung anschließen kann.

„Der kleine praktische Klempner und Installateur“. Von Dr. Otto Kallenberg. Ein praktischer Führer und Wegweiser für alle jüngeren Fachgenossen des gesamten Klempner-, (Flachner-, Spengler-, Blech-) und Installateurgewerbes. Erweiterte und den technischen Fortschritten angepaßte Auflage, bearbeitet von Ingenieur F. Klett, Berlin. Mit 173 Abbildungen. Preis 1,50 M. gebunden 5 M. Verlag von Ernst Heinrich Moritz (Inh. Franz Mittelbach), Stuttgart.

Die kompressorlose Dieselmotoren, ihre Entwicklung der in- und ausländischen Patent-Literatur von Ludwig Hausfelder. Mit 258 Abbildungen. Preis brosch. 20 M., geb. 22 M. Verlag W. Krapp, Berlin, Genthiner Str. 39. Der beispiellose Triumphtag des Dieselmotors gibt dem Verfasser Anlaß, einen Blick auf das bisher Geleistete zu werfen und die neueren Entwicklungsstufen planmäßig darzustellen. Es sind nicht nur die Konstruktionen dargestellt, die die Probe der Brauchbarkeit bestanden haben, sondern auch die anderen Gebirgswege festgehalten, die die Entwicklung maßgebend beeinflusst haben. Der Dieselmotor war von seiner Geburtsstunde ab sehr unströmig, Schriften für und gegen sind erschienen. Das vorliegende Buch bildet ein abschließendes Urteil, das die Beachtung der Fachmänner verdient.

Die Schweißtechnik als Mittel zur Rationalisierung. Herausgegeben von Waldemar Wild unter Mitwirkung hervorragender Fachleute. Preis brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M. Uhlmanns technischer Verlag G. m. b. H., Leipzig 6. 1. Das Buch gibt erschöpfende Auskunft über alle Gebiete der autogenen Metallbearbeitung. Es behandelt sowohl das Schweißen mit der Hand wie auch das maschinelle Schweißen mittels Autogenverfahren, sowie die elektrischen Schweißmaschinen. Der ganze Stoff ist lexikonartig gegliedert.

Warum gibt es so viele fränke Frauen? Mit einem Anhang über Arten und Mittel zur Verhütung der Schwangerschaft. Von Hermann Wolf. Mit 13 Abbildungen. Preis 50 P. Verlag des Verbands „Volksgesundheit“, Dresden-N., Am Schießhaus 17. Warum gibt es so viele fränke Frauen? ist eine Frage, die oft gestellt wird. Im vorliegenden Schriftchen wird sie ausführlich beantwortet. Überzeugend weist der Verfasser nach, daß diese Abstände hauptsächlich in unserer kapitalistischen Gesellschaftsordnung begründet sind und darum nur durch die Befreiung derselben im Sinne des Sozialismus beseitigt werden können. Ein Anhang über Mittel und Methoden zur Verhütung der Schwangerschaft schließt das Schriftchen.

Ferner erörtern im gleichen Verlag: Nervenschwäche (Neurosen, Nervosität), die Krankheit unserer Zeit. Ihre Ursachen, Verhütung und Behandlung von Dr. med. Karl Hermann. Preis 50 P. Die verbreitetste Krankheit ist die Nervenschwäche. Sie ist die Krankheit unserer Zeit und hauptsächlich in unserer sozialen Verhältnisse begründet. Mangel an Bewegung, Unter- oder Überernährung, Alkoholismus, geistliche Anspannung, übermäßige Arbeit und wirtschaftliche Sorgen sind die Hauptursachen dieser Krankheit. Ihr Weiden besteht in einer Erhöhung der Nervenkraft. Wie dieser Erhöhung zu steuern ist und, wenn sie eingetreten ist, beseitigt werden kann, ist in dem Schriftchen eingehend erläutert.

Keine Erlebnis- unter Strafgefangenen. Von Lenka v. Kocber. Mit 8 Bildtafeln nach Aufnahmen der Verfasserin. Umfangreiches Buch von Käthe Kollwitz. Preis kart. 3,20 M., Ganzleinen 4,50 M., Porto 30 P. Soeben erschienen im Walter Fieders-Verlag, Stuttgart, Gohlstr. 2. Lenka v. Kocber stellt ihre Erlebnis- im Untersuchungsgefängnis, beim Nachdienst und im Frauengefängnis dar. Sie schildert die Menschen, denen sie dort und dann später wieder in ihrer Fürsorge begegnet ist und gibt Bilder aus dem Leben der Strafgefangenen, der Betrüger, der Zuhälter, der Mörder, Gespräche, die sie mit ihnen geführt hat, Beobachtungen, die sie über ihr Seelenleben und ihr Verhalten während der Strafzeit und nach der Entlassung gemacht hat.

Die Metallindustrie in unserer Volkswirtschaft

Von Felix Sine, Berlin

Die Tatsache, daß die Metallindustrie und die Metallgewinnung im Deutschen Reich vor einem halben Jahrhundert noch in den Anfängen steckte, während sie heute den vierten Teil der gesamten deutschen Bevölkerung ernährt, kennzeichnet ihre überragende Stellung. Aus diesem einzigen Umstand ergeben sich Folgen schwerwiegender Art in bezug auf die Wirtschafts- und die allgemeine Politik des deutschen Volkes.

Vor wenigen Tagen sind die ersten etwas ausführlicheren Zahlen über die Eisen, Stahl und Metall verarbeitenden Industrien im Deutschen Reich nach der gewerblichen Betriebszählung von 1925 vom Statistischen Reichsamt veröffentlicht worden. Diese Gewerbe beschäftigten am Zählungsdatum eine Belegschaft von 8 1/2 Millionen Menschen. Diese Zahl ist aber noch nicht das Entscheidende für die Bedeutung dieser Gewerbe in der Gesamtwirtschaft. Die Wirtschaft, wie sie zum großen Teil die deutsche Landwirtschaft noch betreibt, bedarf gewöhnlich nur geringer motorischer Hilfsmittel. Je größer solche in einer Industrie oder in einem Gewerbe sind, eine desto ergiebigerer Ausnutzung der Naturkräfte tritt dadurch ein, eine um so größere Bedeutung pflegt ihr in wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung inne zu wohnen. Denn die Benutzung zahlreicher motorischer Hilfsmittel bedeutet nichts anderes als die Vervielfachung der Menschenkräfte. Für die Beurteilung der Bedeutung eines Gewerbebezweiges spielt also nicht bloß die in ihr tätige Personenzahl eine Rolle, sondern auch die darin verwendeten Kraftmaschinen. Und an diesen beiden Maßstäben gemessen sind die Metallgewerbe in Deutschland die überragenden. Produktionsmittel, Verbrauchsgüter, Kapital und Vermögen werden durch diese Gewerbe am allerstärksten bewirtschaftet.

Vier große Gruppen sind es, die man zur Metallindustrie rechnen muß. In der folgenden kleinen Übersicht sind sie aufgeführt; sie weisen die Zahl der Betriebe, der darin tätigen Personen und der motorischen Hilfsmittel nach. Schließlich sind noch die entsprechenden Zahlen für die Eisen- und Metallgewinnung in der letzten Zeile mit aufgeführt.

Betriebe	Personen	PS	
Eisen-, Stahl- u. Metallwarenherstellung	130300	863805	543034
Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau	41816	1235933	1480482
Elektrotechnik, Feinmechanik und Optik	46442	6992282	4558.0
Kombinierte Werke der Verhüttung und Halbzeugherstellung	481	820265	1852570
Eisen- und Metallindustrie insgesamt	241886	3349280	6410886
Eisen- und Metallgewinnung	8097	324990	2078660

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß der Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau die stärkste Gruppe darstellt, in der nicht weniger als 1 1/2 Millionen Menschen und 1 1/2 Millionen PS-Motoren in 41 000 Betrieben vorhanden sind.

Die nächstgrößte Gruppe ist die der Eisen-, Stahl- und Metallwarenherstellung, die 864 000 Menschen in 150 000 Betrieben beschäftigt bietet und weit über 4 Millionen PS motorischer Leistung beansprucht. Unter der Gruppe Elektrotechnik, Feinmechanik und Optik spielt natürlich die Elektrotechnik die bedeutendste Rolle. Sind doch die größten elektrotechnischen Betriebe der ganzen Welt darin enthalten. Optik und Feinmechanik sind zwar deutsche Industrien, treten aber in ihrem Umfang gegen die Elektrotechnik weit zurück. Die zusammengefaßten Werke der Verhüttung und Halbzeugherstellung nehmen eine immer größere Stellung in der Metallindustrie ein.

Den stärksten Ausschlag in der Metallindustrie hat die Maschinen- und die elektrotechnische Industrie im neuen Jahrhundert genommen. Die Eisen- und Metallwarenherstellung ist einem halben Jahrhundert immer mehr zurückgedrängt worden und wurde von der Maschinenindustrie überflügelt. Die eisen-schaffende Industrie dagegen hat durch die Gebietsabtretungen infolge des verlorenen Krieges starke Einbußen erlitten. Ältere Industriezweige haben zahlreiche Arbeitskräfte abgegeben. Sie wurden hauptsächlich von der Maschinen- und Fahrzeug- und der elektrotechnischen Industrie aufgenommen, der sich auch große Massen neu hinzukommender Arbeitskräfte zuwenden. Das scheint sich nicht wesentlich geändert zu haben trotz der Nationalisierung, die in den letzten Jahren in der deutschen Industrie durchgeführt wurde.

Sehr besonders wichtig ist natürlich die betriebliche Gliederung der einzelnen Industrien. In der Eisen- und Metallgewinnung sind über zwei Fünftel aller Personen in Betrieben mit mehr als 1000 Personen tätig, fast ein Drittel in solchen von 200 bis 1000 Personen. Die ganz kleinen Betriebe sind in dieser Gewerbegruppe verhältnismäßig selten. Fast umgekehrt ist es in der Industrie der Herstellung von Eisen-, Stahl- und Metallwaren, in der fast ein Drittel in den kleinsten Betrieben bis zu 5 Personen tätig sind, ein knappes weiteres Drittel in Betrieben mit 6 bis 50 Personen und nur 5 vH in den großen Betrieben mit mehr als 1000 Beschäftigten. Der Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau ist wieder eine Gewerbegruppe mit besonders vielen großen Betrieben, denn fast ein Drittel aller darin beschäftigten Personen sind in den größten Betrieben tätig, ein weiteres Drittel in den Betrieben von 200 bis 1000 Personen, während nur 4 vH in den kleinsten Betrieben mit bis 5 Personen arbeiten.

Sehr beachtenswert sind die Verhältnisse der Gruppe der elektrotechnischen Industrie, der Feinmechanik und Optik. Die überragende Stellung der Riesenfirmen in dieser Industrie bewirkt, daß zwei Fünftel in den größten Betrieben tätig sind. Aber auch die kleinsten und mittleren Gruppen sind nicht schwach vertreten. Das kommt daher, weil der Kleinapparatebau von zahlreichen kleinen und mittleren Firmen rationell und gewinnbringend betrieben werden kann, so daß sich hier viele neue Firmen gebildet haben, von denen besonders zahlreiche in Mitteldeutschland sitzen.

Die zusammengefaßten Werke der Verhüttung und Halbzeugherstellung sind ihrer Natur nach Großbetriebe. Sieben Zehntel aller darin Tätigen arbeiten in den größten Betrieben und fast ein Viertel in Betrieben von 200 bis 1000 Personen Belegschaft. Kleinen gewerblichen handwerksmäßigen Charakter mit zum Teil hausgewerblichem Einschlag zeigt in erster Linie die Eisen- und Metallwarenherstellung.

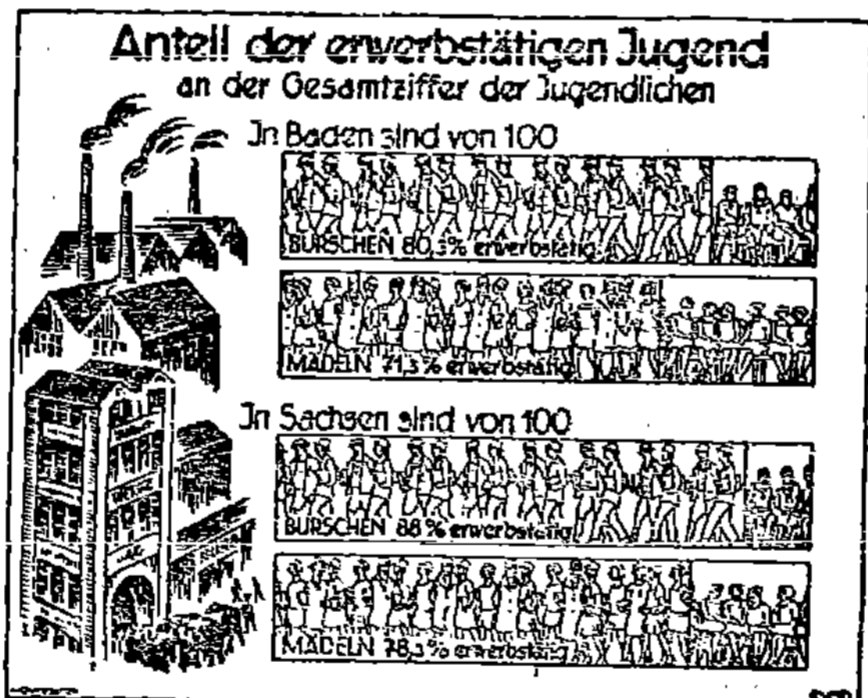
Natürlich hat in dieser Gliederung die Zeit mancherlei Veränderungen hervorgebracht. In der Zeit von 1907 auf 1925 hat sich der Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau nach Zahl der Beschäftigten Personen um drei Viertel vermehrt, während die in ihm verwendeten Motorenleistungen auf das Dreifache gestiegen sind. In der Eisen- und Metallgewinnung ist die Verwendung motorischer Hilfsmittel noch größer geworden. Die Belegschaft beträgt 241 vH, während die darin tätige Belegschaft nur um die Hälfte vermehrt hat. Verabreuzt ist die Aufschwung der elektrotechnischen Industrie, die ihre Beleg-

schaft mehr als verdreifacht und ihre motorischen Hilfsmittel weit mehr als vervierfacht hat. Im Metallhandwerk gibt es viele Gewerbe, die am besten als kleine und mittlere Betriebe gedeihen. Sie erhalten sich namentlich in der Edelmetallindustrie und im feinmechanischen Gewerbe. Auch die Schlosserei hat sich erhalten, während neuerdings die Schmiederei zurückgedrängt wird. Belangvoll ist auch, daß das Metallhandwerk die gesamte andere Industrie ganz außerordentlich durchdrungen hat, so daß für Schmiede, für Montieure und Installateure und gar für Schlosser andere Industriezweige als ihr eigentlicher Handwerkszweig wesentlich maßgebender sind. Für den Arbeitsmarkt dieser Berufsgruppen ist das sehr bedeutsam. Von Schlossern sind über vier Fünftel in anderen Betrieben tätig als der metallverarbeitenden Industrie.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Metallindustrien vielfach Standorte bevorzugen. Das Metallhandwerk ist allerdings wenig an solche gebunden und durchzieht das ganze Reichsgebiet. Die eisen-schaffende Industrie sitzt natürlich an den Kohlen- und Erzlagern im Westen und im Südosten des Reiches. Die Maschinenindustrie ist zwar dort auch besonders stark vertreten, jedoch auch an verkehrlich günstig gelegene Stellen abgewandert. Sehr bemerkenswert ist der Standort der elektrotechnischen Industrie verteilt. Sie sitzt in erster Linie in Berlin, wo die allergrößten Konzerne dieses Gebietes sitzen, die zu den allergrößten der ganzen Erde gehören. Der Siemenskonzern beschäftigt weit über 100 000 Arbeiter und Angestellte, und ähnlich ist es mit dem Konzern der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Obwohl in Berlin auch Riesenwerke der Maschinenindustrie ihren Sitz haben, bedingen die genannten beiden Firmen doch, daß die Hälfte aller in der Berliner Metallindustrie tätigen Personen in der Elektrobranche tätig sind. Die elektrotechnische Industrie klammert sich überhaupt stark an die großen Städte.

Im Reich pflegt man die Werkstätigkeit des Berliner Gebietes zumeist gewaltig zu unterschätzen. Nahezu zwei Fünftel der gesamten Industrieangestellten und -arbeiterschaft Berlins sind in der Metallindustrie tätig; das sind rund 400 000 Personen. In der ganzen Rheinprovinz sind es 508 000 Beschäftigte. Sie steht in der Metallindustrie an erster, Berlin an zweiter Stelle. Westfalen nimmt mit 350 000 Personen erst die dritte Stelle ein. Sehr stark ist übrigens die Metallindustrie noch in Sachsen vertreten, das an vierter Stelle steht. Der Maschinen-, Apparate- und Fahrzeugbau ist am stärksten (14 vH) in Sachsen vertreten. An zweiter Stelle (10 vH) folgt die Rheinprovinz, an dritter (9 vH) Berlin. Die elektrotechnische Industrie ist zu über ein Drittel in Berlin konzentriert. In der Herstellung von Eisen-, Stahl- und Metallwaren steht die Rheinprovinz mit 17 vH an erster, Sachsen mit 12 vH an zweiter und Bayern und Westfalen mit je 10 vH an dritter und vierter, Berlin mit 7,4 vH an fünfter Stelle. Die kombinierten Werte zeigen der Hauptsache nach in Rheinland und Westfalen, wo auch die Eisen- und Metallgewinnung in erster Linie ihren Sitz hat.

Die Entwicklungsrichtung, die diese Industrien nehmen, hat unsere wirtschaftsgeschichtlichen Anschauungen in erster Linie bestätigt. Eine große Prophetengabe gehörte nicht dazu. Aber es ist doch immer wichtig, auch zahlenmäßig darin gestützt zu werden.



An dem Beispiel Badens und Sachsens kann das Verhältnis der erwerbstätigen zur beruflosen Jugend veranschaulicht werden. In Baden sind von 100 männlichen Jugendlichen zwischen 14 und 20 Jahren 60,2 Proz. von der weiblichen Jugend 71,3 Proz. erwerbstätig, in dem dichter bevölkerten Sachsen 66 Proz. männliche und 78,3 Proz. weibliche Jugendliche.

Freizeit den Jugendlichen!

Mit 14 Jahren und mit einem durch die Kriegs- und Inflationsjahre geschwächten Körper verläßt der Jugendliche die Volksschule, mit gespanntem Segeln, hoffnungsvoll, tritt er ein in die Lehre. Doch wie schnell verfliegen all die jugendlichen Ziele, wie rasch pressen ihn die Maschinen in das Loch der Fabriken; die staubige Luft der Büros und Werkstätten strengt seine Lungen an. In den großen Werken zuerst ist der Arbeitsbeginn außerordentlich früh gelegt, ein längerer Weg zur Arbeitsstätte kommt hinzu, so daß der Lehrling meist übermüdet heimkommt. In den Abendstunden kann er sich kaum etwas vornehmen, sein Wille, einporzuziehen, wird gebrochen. Und hier beginnt dann das Wirken der menschenfeindlichen Industrie, die die Jugendlichen für ihre politischen Zwecke fähiger machen möchte. Ganz harmlose Mittel bilden den Anfang, Lehrgangsanstalten, Bildung von Werkportvereinen, Lichtbild- und Filmvorträge. Mit allen Mitteln wird der ohne Rückhalt dahingehende Lehrling bearbeitet, bis er selbst an solchen Veranstaltungen mitwirkt. Das Ziel ist erreicht, die Aufwendungen haben sich gelohnt. Langsam findet eine Angleichung an die gelben Arbeitervereine statt. Dieser Arbeiter ist der Industrie der genehlig.

Es würde die Entwicklungslinie der meisten Lehrlinge laufen, wenn nicht in den Gewerkschaften ein wirklicher Gegenpol der Wünsche der Industriebarone entstünde wäre. An erster Stelle sorgt sie dafür, daß dieser frühe Kampfvermut der Jugend nicht ungebogen wird, sondern sich frei entfaltet. Es wird den Jugendlichen klargemacht, daß auch sie nicht zu allem Ja und Amen sagen müssen, wie es bisher in der Schule der Fall war. Die Gewerkschaft stärkt ihnen den Rückhalt, erzieht sie zu: Einigkeit in die Verhältnisse der kapitalistischen Ordnung und lehrt sie vor allem, daß auch der Arbeiterstand eine Macht ist. Planmäßig wird der Wille geschult, die Schnur nach einem besseren Lebensstand nachgehalten, jeder Jugendliche zum Kämpfer, zum Streiter für die gemeinsame Sache der Arbeiterklasse erzogen. Selbstverständlich werden ihnen überall Schwierigkeiten gemacht werden; aber gerade diese härten wiederum die

Kampfbereitschaft, sie werden zu unschätzbaren Vorkämpfern der sozialistischen Sache.

Und dennoch sind es noch Tausende von Jugendlichen, die noch in dumpfem Schatten ringen, die noch nicht den Weg zur betriebliehen Gewerkschaft gefunden haben. Es erhebt sich die Frage nach dem Warum? Und da stoßen wir auf erschreckende Tatsachen. Die Verhältnisse, unter denen die Jugend leben muß, sind oft derart, daß man es wohl begreifen kann, daß jeder Mut zum gemeinsamen Handeln und Kämpfen gebrochen wurde. Von etwa 100 000 befragten Jugendlichen hatten noch nicht einmal zwei Drittel eine festgesetzte wöchentliche Arbeitszeit von 48 Stunden. Wenn man noch den Weg zur Arbeitsstätte hinzurechnet, die Frühstücks- und Mittagspause ebenfalls, so kommt man auf gute 10 Stunden, die diese Jugendlichen für ihre jämmerliche Entlohnung, die gerade zur Fahrt zur Arbeitsstätte reicht, der Fabrik opfern müssen. Noch viel schlimmer sieht es mit der Urlaubsfrage aus. Von über 100 000 befragten Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren hatten 23 vH überhaupt keinen Urlaub. Der Einzelne kann es vielleicht gar nicht so nachfühlen, was diese Kulturjahre für Jugendliche für ein Opfer ist. Die Schule sorgt erfreulicherweise für ausgedehnte Ferien, die längsten sind die sechs-wöchigen Sommerferien, und der schulclassene Jugendliche, der in den ungenügenden Fabrikräumen seine Freizeit durchmacht, der also noch vielmehr eine Erholung braucht als in der körperlich anstrengungslosen Schulzeit, wird hier erbarungslos ohne Erholungsurlaub in seiner Gesundheit und seiner Entwicklung geschädigt. Einen Urlaub von über 14 Tagen hatten nur 4,2 vH.

Nicht viel anders steht es mit den in kaufmännischen Betrieben stehenden Lehrlingen. Hier ist der Raubbau an der Gesundheit der Jugendlichen der gleiche. Hinzu kommt die meist ungenügende Ausbildung und durch die Kleinheit des Betriebes erfolgt hier zumeist die Aufstempelung eines Minderwertigkeitsgeföhles, der kaufmännische Lehrling wird zum Kaufburschen degradiert. Auch hier ist es Aufgabe der Gewerkschaften, helfend eingzugreifen, den Jugendlichen zu lehren, daß nur eine starke gewerkschaftliche Organisation Abänderung schafft.

Die Jugendbewegung der letzten Zeit hat in andere Bahnen gelenkt als die der Vorkriegszeit, wo auch die Aufgaben viel enger waren. Gewerkschaft und Partei haben schon Unendliches für die Jugend getan, trotzdem bleibt noch viel zu tun übrig. Jugend will und muß froh sein. Wanderungen und Ferienfahrten erhöhen das Gemeinschaftsgeföhle, das Zusammenarbeiten. Darum der Jugend mehr Zeit, mehr Freude. Gebt ihnen den freien Sonnabendnachmittag, gebt ihnen drei Wochen Mindesturlaub, gebt ihnen einen täglichen Feriengeldzuschuß.

Der Konsument zahlt alles!

Daß der Verbraucher der Padesel ist, der schließlich die ganzen Kosten der Preisstämpfe zu tragen hat, ist an sich nichts Neues. Immerhin ist es beachtenswert, daß dies auch Unternehmer offen eingestehen. So bringt die Volkszeitung einen Aufsatz des Generaldirektors der Singer-Werke, Herr Schiller, der darlegt, was dem Verbraucher alles aufgebahrt wird. Der Generaldirektor wendet sich gegen die hohen Einfuhrzölle, die auf ausländische Rohstoffe und Halbfabrikate gelegt werden. Die 250 Millionen Mark, die das Reich hierfür einnimmt, muß natürlich schließlich der Verbraucher bezahlen. Doch daneben verbieftigt sich dieser Betrag, weil der Preis-aufschlag der verschiedenen Zwischenstellen prozentual erfolgt. Als Beispiel dafür, aus welchen Bestandteilen sich die Preise zusammensetzen, wird folgendes angeführt:

Was sind die Bestandteile des Konsumentenpreises? Zunächst kommt bis zu 50 vH, also ungefähr die Hälfte des Konsumentenpreises dem Einzel- und Großhandel zugeute. Von der anderen Hälfte des Preises muß der Produzent die hohen Steuern, die sozialen Lasten, die Handlungs-unkosten und die sonstigen Spesen bestreiten, so daß die eigentlichen Produktionskosten, das heißt Material und produktive Löhne, nur einen kleinen Teil des vom letzten Verbraucher bezahlten Preises ausmachen. Ein schematisches Beispiel wird diese Behauptung sofort klar erscheinen lassen. Nehmen wir an, daß bei der Herstellung eines Artikels Material und Löhne 1 M kosten und für dieses Material 20 Zoll bezahlt wurden, so daß Material plus Zoll plus Lohn 1,20 M ausmachen. Dieser Artikel wird dem letzten Konsumenten für ungefähr 7 M verkauft. Dieser Preis entsteht folgendermaßen:

Der Konsument bezahlt	7,00 M
Davon fallen dem Einzelhandel 33-40 vH zu	2,80 M
Der Einkaufspreis des Detailhändlers ist also	4,20 M
Von dem Detailhändlereinkaufspreis fließen dem Großhandel 15-20 vH zu	0,80 M
Der Erlös des Fabrikanten ist somit	3,40 M
50-60 vH des gesamten Erlöses sind erforderlich, um die Handlungsunkosten, die Generalunkosten, die Soziallasten und die Steuern des Produzenten zu bestreiten, in diesem Falle	2,- M
Die oben erwähnten eigentlichen Produktionskosten	1,20 M
Geamkosten des Produzenten	8,20 M
Gewinn des Produzenten	0,20 M

Das Beispiel ist, wie gesagt, schematisch und dient lediglich zur Illustration bestehender Verhältnisse. Man muß also, um den Konsumentenpreis zu bekommen, die eigentlichen Produktionskosten der Güter mit, sagen wir, 4 bis 6 multiplizieren. Dies klingt geradezu unheimlich, aber es ist der tatsächliche Zustand bei einer großen Anzahl von Industrien.

Diesen Worten ist eigentlich wenig mehr hinzuzusetzen. Sie zeigen ziemlich klar, daß der Weg bis zum Verbrauch reichlich übersteht ist und die breite Volksmasse für diese Fehlorganisation der Wirtschaft bluten muß. Durch die Preisauflage bezahlt der Konsument einen Aufschlag für Zölle nicht in Höhe von 250 Millionen Mark, sondern mindestens 4- bis 6mal soviel, also mehr als eine Milliarde.

Man muß dem Artikelschreiber für diesen Freimut dankbar sein. Denn neben der Kritik der deutschen Zollpolitik bietet das Material weit mehr Anschauungspunkte für die Art und Weise, wie die Wirtschaft heute privatkapitalistisch betrieben wird. Wir stimmen dem Herrn Schiller durchaus zu, wenn er schreibt: „In der Erhöhung der Kaufkraft des Verbrauchers liegt allein die Möglichkeit, der Belegung unserer Wirtschaft den ihr fehlenden Impuls zu geben.“ Dadurch, daß durch übersteuerte Preispolitik die Kaufkraft des Konsumenten eingeschränkt wird, handelt die heutige Privatwirtschaft wirtschaftsfeindlich. Sie müßte scheinung reformiert werden.

Die schweizerischen Gewerkschaften

Die gewerkschaftlichen Epigenorganisationen der Schweiz hatten im Januar Ende 1927 247 414 Mitglieder. Davon gehörten 165 692 oder 67 vH zu dem schweizerischen Gewerkschaftsbund (freie Gewerkschaften), 48 952 oder 19,7 vH zur Vereinigung schweizerischer Angestelltenverbände, zum Föderativverband des eidgenössischen Personals 11 092 oder 4,5 vH, zum Christlich-nationalen Gewerkschaftsbund 14 037 = 5,7 vH, Verband evangelischer Arbeiter und Angestellter 6233 = 2,5 vH und zum Landesverband freier schweizer Arbeiter 1408 = 0,6 vH. Die überwiegende Zahl der schweizerischen Arbeiter und Angestellten ist also in freier gewerkschaftlichen Epigenorganisationen vereinigt.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Adolfsstraße 16

